Abenteuer eines Edelmanns.

Ein Zeitgemälde

aus der neuern und neuesten Geschichte Frankreichs.

Von

Paul Féval.

Erster Theil.

Grimma und **Leipzig**,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Abenteuer eines Edelmanns.

Erster Theil.

1.

Das Herrenhaus zu Rosven.

Weitläufige Haiden, an ihren Grenzen mit einzelnen Fichten, den traurigen Bäumen des Winters, bewachsen; — hier und da magere Felder, mit Terrassen oder Brustwehren umgeben, welche die Landleute Gräber nennen; auf diesen Brustwehren Haidekraut, Ginster, Brombeersträucher, mitunter auch verkümmerte Eichen, weißliche Erhöhungen, oder wohl gar Granitfelsen, gigantischen, über die Erde hervorragenden Gebeinen ähnlich; — Straßen, Fußpfade, Feldwege, die sich nach allen Richtungen hin durchkreuzen, wodurch diese steinigen Haiden zu einer Art Labyrinth werden; — an jedem Verbindungswege ein steinernes Kreuz, oben ganz mit Moos bewachsen, während die Stufen, die zu ihm hinaufführen, von dem Knieen der Vorübergehenden abgewetzt sind;

oftmals an einer Quelle oder zur Seite eines Verbindungsweges eine Nische und die Statue eines Heiligen aus grobem Stein, ein frommes Denkmal, an das sich irgend eine wunderbare Legende knüpft; sodann von einer Entfernung zur andern lustige Bäche zwischen bewachsenen Hügeln, lachende Oasen, die das Auge des Wanderers entzücken; und mitten unter einer Gruppe von Strohhütten ein bescheidener, mit Ziegeln gedeckter Glockenthurm, der sich frei in die Lüfte erhebt; — im Hintergrunde fruchtbare Felder, dichtes Gehölze, rasenbewachsene, blühende Auen und verworrene Irrgänge, worauf man von der großen Straße gar nichts sieht; auf den Höhen sowie auch an den Grenzen dieser traurigen Ebenen dichtbewachsene Wälder, in welche man tief eindringen muß, um ein Schloß, ein Herrenhaus oder einen Edelsitz anzutreffen: — dieses ist im Allgemeinen der Anblick, den das Gebiet des Erzbisthums Vannes bietet, wenn man in das Innere der Bretagne kommt.

An dem Meere mag man Stellen finden, die pittoresker und großartiger, aber nicht so wild sind. Die klippenreiche Umgebung des nebeligen Armoricums bietet keinen strengern Anblick dar, als gewisse Partieen dieser Provinz. Es mag wohl ein schöner Anblick sein um die Riesen am Ufer, wie sie mit großem Lärmen ihren ewigen Streit mit dem Oceane immer wieder erneuern; aber auch diese mageren, stillen und unbeweglichen Haiden,

wo kein Baum sich regt, kein Blättchen in dem Winde spielt, und wo man mehrere Meilen gehen kann, ohne etwas Anderes als den majestätischen Horizont zu sehen, gewähren ebenfalls ein Schauspiel, das laut zum Herzen spricht.

Die Wohnung der Familie de La Faugerais, zwischen Vannes und Ploërmel, jenseits der abhängigen Haide, die man in der Umgegend die Haide Sans-Fin nannte, verdiente den Titel eines Schlosses nicht; ein einziges Thürmchen, das schon sehr gelitten hatte, und eine abscheuliche Mauerumzäunung waren eben nicht geeignet, sie desselben würdig zu machen; indeß war sie doch besser, als ein Edelsitz.

Von Nantes bis Saint-Malo, von Saint-Polde-Leon bis nach Vitré, in der ganzen Bretagne hätte man vergeblich nach einem Herrenhause gesucht, das diesen Namen besser verdiente, als die Residenz des hohen und mächtigen — so hieß er in seinen bestaubten Adelsbriefen — Jean-François Bozec, Sire von Rosven, La Faugerais, Ploudiri-Braz, Kertegonec und anderen Ortschaften.

Allein von all diesen Orten, genannten und ungenannten, war im Jahre 1790, zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, dem Edelmanne nichts geblieben, als der Besitz von La Faugerais, dessen Schloß die Franzosen 250 Jahre zuvor angezündet und geschleift hatten,

ferner der Edelsitz Kerbozec, gegründet von dem ersten Bozec, Jean-Hilaire, der laut des Adelsbriefes schon seit 1352 nicht mehr lebte, sodann ein kleines Haus zu Vannes, bekannt unter dem pomphaften Namen Hotel de La Faugerais, und endlich das Herrenhaus zu Rosven, das man bewohnte. Alles Dieses zusammen trug, ein Jahr in's andere gerechnet, eine Rente von 6000—7000 Livres.

Die Familie war sehr zahlreich; die jüngern Söhne bezogen einen starken Jahrgehalt, und wurden jedes Mal, so oft sie nach Hause kamen, wo man eine ehrenvolle Gastfreundschaft ausübte, mit offenen Armen empfangen. Zieht man die freigebigen Gewohnheiten des hohen und mächtigen Jean-François und seiner Umgebung in Betracht, so begreift man leicht, warum das Thürmchen gänzlich zerfiel, und warum die Ziegel auf der linken Seite nach und nach hatten dazu dienen müssen, die nöthigen Reparaturen am Dache des bewohnten Theiles von dem Gebäude vorzunehmen, so daß man gerade im Begriffe war, den genannten linken Theil ganz mit Stroh zu decken.

Hierüber empfand Gavesio, der älteste unter den Dienern der Familie und Milchbruder des Schiffcapitains Michel de La Faugerais, zweiten Sohnes des Schloßherrn, der vermöge eines königlichen Diploms zum Vicomte von Kerbozec ernannt worden war, heftigen

Kummer. Während die Arbeiter gerade beschäftigt waren, ließ er die Pächter, Lehnspflichtigen und Zinsleute vom ganzen Gute zusammenkommen, bewirthete sie auf's Beste, brachte die Gesundheit des Herrn aus, nahm sodann das Wort und hielt eine Rede, die ungefähr folgendermaßen lautete:

„Ist es nicht eine Schande für uns, daß wir dem guten Herrn seine Wohnung mit Stroh decken lassen, während wir es doch anders machen könnten? Hat je einer von uns ein Stückchen Vieh verloren, ohne daß der gute Herr, obwohl er selbst schon bedeutende Verluste erlitt, ihm wieder zu einem anderen verholfen hätte? War je Einer krank, ohne daß die gute Frau in ihren jungen Tagen, und gegenwärtig Madame Hilaire und Fräulein Melite ihn besuchten, pflegten, und ihm Trost einsprachen? Und an wen wenden wir uns denn, sobald uns irgend etwas mangelt? In harten Zeiten sind die Herren nachsichtig gegen die Pächter, allein gegenwärtig sind die Pächter hart gegen die Herren! Ihr wisset vielleicht nicht einmal, daß im vergangenen Jahre Herr Armand vor der Zeit Holz fällen lassen mußte, weil man im Herrenhause kein Geld mehr hatte. Der alte Gavesio mußte darüber weinen, fraget nur seine Frau."

Alles blickte nach Mutter Gavesio hin, welche die Versicherung ihres Gatten durch eine Geberde bestätigte; sodann fuhr der ehrsame Diener fort:

„Und trotzdem, Poulglaz, daß sie ihr Holz fällen lassen mußten, gaben sie Dir dreißig Dukaten, um Deinen Pacht erneuern zu können! Und wenn Arme nach Rosven kamen, so erhielten sie deswegen nicht einen Heller weniger als sonst.

„Du, Bastin, hast Du vergessen, wie Du bei dem Tode Deines Vaters noch ganz klein warest und die Meierei noch nicht betreiben konntest? Allein was sagte damals der gute Herr? „Der Junge wird wachsen und gedeihen, er mag behalten, was sein Vater hatte," und er gab Dir einstweilen einen Mann zum Verwalter, der schon damals doppelt so viel zu bezahlen versprach, als Du gegenwärtig entrichtest, wo Du doch herangewachsen bist. Herr Armand sorgte überdies selbst für Deinen Antheil, so daß Dein Gut, das zur Zeit des alten, seligen Bastin nicht viel werth war, nunmehr das beste in der ganzen Herrschaft ist!

„Wer läßt für Deinen Vater und Deine Mutter Messen lesen, Pontaven? Und wer ließ das steinerne Kreuz auf der Haide Sans-Fin errichten?

„Die Herrschaft gibt, sie gibt immerwährend, ohne zu rechnen, und deckt ihre Wohnung mit Stroh! Du, Jean du Gavre, Du wirst Dein Haus nächstens mit Ziegeln decken lassen. Du legst, wie man sagt, Geld bei dem Notar an, allein wenn Deine Frau krank wird, so weißt Du immer noch wohl den Weg nach dem Herren-

hause. Laß einmal sehen, wie hoch beläuft sich Dein Pachtzins jährlich? Vier Dukaten, ein Hundert Eier und zwölf Paar Hühner! ... Und doch kommt all Dein Hab' und Gut von Rosven!"

Pierre Gavesio schöpfte nun ein wenig Athem, fuhr aber gleich wieder fort:

„Geht es immer aus Einem Sacke und gibt man aller Welt, wenn auch nur wenig, so muß der Sack in Bälde leer werden; ... wenn aber Jedermann auch nur eine Kleinigkeit hinein thut, so wird er eben so bald wieder voll.

„Es sind vielleicht Einige unter uns, welche denken, es wird Alles besser gehen, wenn es weder Herren noch Reiche gäbe; Bürger, die nicht an Gott glauben, sagen dies. Allein hört auf Peter Gavesio, Eueren alten Freund, und trauet solchen bösartigen Leuten nicht, die weder an einen Gott noch einen Teufel glauben, und Euch in die Schänken locken, um Euch von Gleichheit vorzuschwatzen. Hätte der liebe Gott gewollt, daß Alles gleich wohlhabend, reich, schön und mächtig wäre, so wäre die Erde ein Paradies und keine Erde mehr. Wer von uns wird sagen, sein Sohn sei so viel als er selbst? und wer wird seinem Knechte sich gleichstellen?

„Sehet nun, gleichwie wir die Herren unserer Knechte und die Väter unserer Kinder sind, so ist der

gute Herr unser Vorgesetzter und der Vater unser Aller; Ihr wisset das wohl! ..."

Ohne einen anderen Uebergang zu suchen, endigte er seine Rede mit den Worten:

„Ich wiederhole es noch einmal, eine Schande ist es, ihn seine Wohnung mit Stroh decken zu lassen!"

Unter den versammelten Pächtern entstand ein verschiedenartiges Gemurmel; allein im Allgemeinen hatte die Rede des Alten bei seinen Zuhörern Beifall gefunden.

„Wohlan," riefen einige Stimmen, „so sage uns, was wir thun sollen."

„Wir müssen zu dem guten Herrn gehen und ihm erklären, daß wir es nicht dulden, sich unsertwegen zu ruiniren; wir müssen ferner, jeder nach dem Ertrage seines Gutes, so viel beisteuern, daß man dafür Ziegel für ihn anschaffen kann, und ihm sagen, bei den gegenwärtigen Abgaben könne er nicht als Edelmann bestehen, und wir wollen ihm je die vierzehnte Garbe geben. Wenn er dann im nächsten Jahre sein Thürmchen oder seine Mauer repariren lassen wird, so wird er seine Kasse nicht mehr leer finden. Und so wird man auch dem Augenblicke nicht mehr entgegen sehen dürfen, wo die Herrschaft das Herrenhaus verkaufen oder in die Stadt ziehen muß."

Lange Zeit stritten sich die Versammelten über den Vorschlag Pierre Gavesio's. Allein der alte Pachter

hatte wohlweislich sein kräftigstes Argument auf die letzt aufgespart: schon bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, daß die verarmte Herrschaft Rosven verlassen könnte, begriffen selbst diejenigen, welche bisher ungerührt geblieben waren, wie viel man dabei verlieren würde. Dies machte dem Streite ein Ende. Die Pächter kamen zuletzt, theils aus Eigennutz, theils aus Liebe zur Herrschaft in allen Punkten überein, und wählten einstimmig Gavesio zu ihrem Wortführer.

In diesem Augenblicke befand sich Jean-François de la Faugerais, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, in dem großen Saale im Kreise seiner Familie. In dem weiten, mit den Waffenstücken der Bozec verzierten Kamine brannte ein lustiges Feuer. Seit einigen Tagen herrschte eine naßkalte Witterung, und obgleich es kaum erst Mitte September war, konnten die alten Leutchen eine warme Stube recht wohl brauchen.

Dem Schloßherrn gegenüber, auf der anderen Seite des Heerdes, saß in einem weichen, sammtgepolsterten Lehnsessel die gute Frau, wie die Landleute sie nannten, ein Ausdruck, der eben so wenig als die Benennung, der gute Herr, etwas Unehrerbietiges hatte, sondern im Gegentheile auf dem Lande den Begriff kindlicher Verehrung für das Alter und das Familienoberhaupt in sich schließt.

Die Frau war bereits fünfundsiebenzig Jahre alt,

und offenbar noch schwächer, als ihr Gemahl; sie konnte das Haus nicht mehr verlassen, und man las ihr daselbst jeden Sonntag die Messe. Schon seit drei Jahren blieb ihr Platz in dem Herrenstuhle in der Kirche zu Saint-Ermel, das kaum eine Meile von Rosven entfernt lag, immer leer. Allein obgleich deshalb die Messe jeden Sonntag in der Kapelle des Herrenhauses gelesen wurde, so begab sich doch Armand de La Faugerais sammt seinen Kindern und Enkeln jedesmal pflichtmäßig nach der Kirche. Sogar Jean-François selbst ließ es sich noch angelegen sein, bei schönem Wetter hinzugehen; an hohen Festtagen geschah es ohnedies immer, das Wetter mochte sein wie es wollte. Die Bauern machten dann dem Patriarchen, dem drei Generationen seines Namens in seiner Linie folgten, jederzeit ehrerbietig Platz.

Der älteste Sohn der Familie, Armand de La Faugerais, war selbst bereits sehr alt. Seit langer Zeit Witwer, hatte er zwei Söhne, Hilaire und Ermel, und eine Tochter Melite.

Hilaire, der einst Gut und Schloß Rosven erhalten sollte, verheirathete sich frühzeitig mit Louise von Kerfuntun; von dieser hatte er mehrere Kinder, welche die Freude des Urgroßvaters waren.

Ermel, der beinahe schon seit sechs Jahren im Regiment Artois diente, war gewöhnlich abwesend; er hatte auf St. Domingo und Cap Français gedient, und war

als Leutnant nach Frankreich zurückgekehrt. Er war an Bord des königlichen Schiffes Lys gewesen, das sein Oheim Michel kommandirte, der zweite Sohn des Schloßherrn, den man oft Vicomte nannte, wie man Ermel den Chevalier hieß.

Oheim und Neffe hatten beide einen sechsmonatlichen Urlaub erhalten, und waren zu gleicher Zeit im väterlichen Hause eingetroffen; die Familie war so weit ganz vollzählig bei einander. Die Uniformen der beiden Offiziere, der Stolz des Urgroßvaters, erregten zugleich die Bewunderung und den Neid ihrer beiden Neffen, von denen der eine, acht Jahr alt, Jean hieß, ein glorreicher Name in dem Stammbaume des Hauses, wo der Junge als Jean VII. hätte figuriren können.

Der gute, alte Herr sagte mit einem stolzen Blicke auf seinen zum Vicomte gestempelten Sohn und auf seinen Enkel, der Chevalier war: „Die Bozec von La Faugerais dienen dem König vom Vater auf den Sohn; die Aelteren bauen das Land seines Reiches und verschaffen seinem Namen Achtung und Liebe; die Jüngeren bekämpfen seine Feinde zu Wasser und zu Lande.“ Und in der That bestätigten eine Reihe vom Alter geschwärzter Portraits, die in dem großen Saale herumhingen, die Worte des greisen Edelmanns.

Die Figuren der eisengerüsteten Ritter schienen mit wohlgefälligem Lächeln auf ihre Nachkommen, die ihrer

würdig waren, zu blicken. Jean, der siebente seines Namens, wußte bereits seinen jüngeren Brüdern die Geschichte von jedem dieser glorreichen Ahnen zu erzählen.

Der eine hatte im Gefolge der Herzogin Anna in Frankreich gedient, und die Feldzüge in Italien unter Karl VIII. und Ludwig XII. mitgemacht; der andere hatte bei dem Heere Ferdinands und Isabella's gestanden und war bei der Einnahme von Granada gewesen; darunter mehrere Maltheser-Ritter und zwei Marine-Officiere Ludwigs XIV. Endlich war darunter ein Held, der mit Montcalm gedient hatte, und an seiner Seite auf den Mauern von Quebec, am 14. September 1759, den Tod gefunden hatte. Dies war ein Bruder von Jean-François, dem immer noch große Thränen in die Augen traten, so oft er das stumme Bild des großen Capitains betrachtete.

Während die alte Urgroßmutter in der Familie La Faugerais ihre Generation repräsentirte, hatte dagegen die spätere Generation kein weibliches Mitglied aufzuweisen. Armand war Witwer, Vicomte Michel unverheirathet, die Schwestern gestorben; allein dennoch fehlte es in dem düsteren Saale nicht an munteren, hellen Frauenstimmen. Da war Louise, die junge Gattin Hilaire's und Mutter der Urenkel, und Melite de La Faugerais, ein Mädchen von achtzehn Jahren und der Liebling des achtzigjährigen Greises.

In dem Augenblicke, wo Pierre Gavesio in den Saal eintrat, befanden sich daselbst außer den obengenannten Familienmitgliedern noch zwei Personen, die mit der Familie zu Rosven sehr nahe verwandt waren.

Louisens Vater, Herr von Kerfuntun, war auf Besuch in das Herrenhaus gekommen, was Allen, besonders aber dem jungen Leutnant vom Regimente Artois, Chevalier Ermel, große Freude machte, denn er hatte seine Tochter Francesa, die Freundin und Altersgenossin Melitens, mitgebracht.

Louise beaufsichtigte eben ihre spielenden Kinder; die gutmüthige Melite unterhielt den alten Jean-François Bozec mit ihrem Geplauder; Armand und der Capitain Michel waren mit ihrer Mutter in einem ernsten Gespräche begriffen; Hilaire bot Herrn von Karfuntun Schach; Ermel näherte sich Francesa und spielte gegen sie den galanten Chevalier; allein mit einem Male unterbrach das Geräusch von den Holzschuhen eines Bauern Spiel und Geplauder; Herr von Kerfuntun nahm seinen Laufer wieder zurück; Jean VII. ließ sein Kartenhaus unvollendet; der Vicomte blieb mitten in einem Satze stecken, und selbst Ermel konnte kaum die höfliche Phrase vollenden, die ihm ein Lächeln der schönen Francesa eintrug.

Pierre Gavesio, der eben noch so beredte Sprecher, war in sichtlicher Verlegenheit; der ehrliche Pächter zer-

knitterte seine wollene Mütze in den Händen und hustete gewaltig, um zu Athem zu kommen.

„Nun, mein Freund," begann Armand de La Faugerais, „wie steht es auf dem Hofe? Hoffentlich befinden sich alle die Deinigen seit diesem Morgen wohl?"

„Ja, ja, Herr Armand, seit diesem Morgen, wie Sie sagen ... Sie sind sehr gütig; meinen Dank! ... Ich komme, sehen Sie, mein Herr, ich komme in einer Angelegenheit ... im Auftrage aller Pächter und Zinspflichtigen, die in meinem Hause versammelt sind."

Jean-François, der bis dahin seiner Rede wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, bewegte nun sein Haupt zum Beweise, daß er höre.

„Es handelt sich von diesen Dachdeckern," sagte er, auf's Neue in Verlegenheit ... „die Stroh dahin thun, wo doch sonst immer Ziegel waren."

War die Verlegenheit Gavesio's vorher schon groß, so wurde sie noch dadurch vermehrt, daß er sich genöthigt sah, sich in einem ordentlichen Französisch auszudrücken. Nicht als ob den Edelleuten der hier übliche Dialekt unbekannt gewesen wäre, denn sie bedienten sich ja desselben öfters auf dem Lande und in den Pächtereien; allein Gavesio hätte es aus Respect und schon deswegen, weil er im großen Saale war, für unschicklich gehalten, sich in der Volksmundart auszudrücken. Nur mit Mühe konnte er Worte finden; seine sonst so energische und

reine Sprache fing an undeutlich zu werden. Er ward konfus, und schwatzte ein Langes und Breites über die Vortheile der Ziegeldächer.

„Ei, ei!“ sagte der alte Schloßbesitzer, „Gavesio, mein Junge, wo will denn das hinaus?“

Die ganze Familie bildete nun einen Kreis um den Bauer, auf den das Beiwort Junge eben nicht recht passen wollte, denn er war schon weit über die Fünfzig hinaus; allein man muß nicht vergessen, daß Jean-François doch noch viel älter, und Gavesio kaum ein Altersgenosse vom Vicomte Michel war.

„Nun, Pierre, erkläre Dich deutlicher,“ sagte der Schiffscapitain, und schlug ihn vertraulich auf die Achsel.

„Laß hören, Vater Gavesio,“ riefen Hilaire und sein Bruder Ermel, und sogar der kleine Jean VII.

Es lag so viel Wohlwollen in allen diesen Aufforderungen, und das Gesicht der Frau Hilaire und der jungen Melite hatten etwas so Ermuthigendes, daß der Alte seine Fassung plötzlich wieder gewann, und geradezu auf die Sache selbst einging.

„Ich will Ihnen, unserem Gutsherrn, und auch Ihnen, Herr Armand, nur sagen, daß es uns schon wehe genug that, als Sie im vorigen Jahre Holz fällen lassen mußten; und nun, da wir sehen, daß Sie eine Seite des Herrenhauses ganz mit Stroh decken lassen wollen, so

sind wir Pächter, alle ohne Ausnahme, darin übereingekommen, daß dies nicht sein darf."

Ein feierliches Schweigen erfolgte auf diese Erklärung des Pächters. Es war nunmehr an dem Familienvater, zu antworten. Die Kinder richteten ihre großen blauen Augen auf Pierre Gavesio; Louise und ihre Schwester, noch immer zur Seite der ehrwürdigen Urgroßmutter, fühlten eine sanfte Rührung, und Melite ermuthigte ihn fortwährend mit ihrem Blicke. Er wiederholte noch einmal die Worte:

„Nein, meine Herren, das darf nicht sein. Es wäre eine Schande und eine Sünde; wenn ich nur daran denke, steigt mir das Blut in's Gesicht. ... Nein, wir leiden das nicht!"

2.

Der Urgroßvater Jean François Bozec de La Faugerais machte sich von der liebkosenden Hand seiner Enkelin sanft los, und kreuzte seine Hände, indem er beide Ellnbogen auf die gepolsterten Arme seines großen Lehnsessels stützte. Man glaubte, er wolle sprechen, allein er schüttelte blos das Haupt und fixirte Pierre Gavesio aufmerksamer. Das matte, röthliche Auge des achtzigjährigen Greises drückte weder Staunen noch Befriedigung aus, sei es nun, daß er die Absicht des Pächters noch nicht gehörig begriff, oder daß die Sprache des Letzteren ihm gewissermaßen unangenehm war.

„Mit aller Achtung," lenkte der Redner kluger Weise ein, „wenn ich sagte, wir leiden es nicht, so ist das eben eine Redensart; der König kann allein sagen: Wir wollen, oder wir wollen nicht."

Diese Erklärung schien den alten Edelmann auf einmal wieder besser zu Gunsten des Pächters zu stimmen.

2*

„Und nun?“ sagte er.

„Nun, die Pächter sind alle darin übereingekommen, die hälftige Theilung reiche für Sie nicht hin, sie lassen deshalb Ihnen durch mich noch überdies je die vierzehnte Garbe anbieten, einzig und allein in der Absicht, es zu verhüten, daß das Herrenhaus zu Rosven aus Mangel an den nöthigen Reparationen zerfalle.“

Der Schloßherr zog die Augenbrauen hinauf, und tiefe Runzeln wurden auf seiner Stirn sichtbar.

„Hm, hm!“ sagte er hüstelnd.

„Mit allem Respekt,“ fuhr der Bauer immer bestimmter fort, „man wird die Sache schriftlich aufsetzen, und was das Dachdecken anbelangt, so werden wir die Ziegel, die an die Stelle des Strohes kommen sollen, das so übel in die Augen fällt, auf unseren Wagen beifahren lassen.“

Je weiter Pierre Gavesio in seiner Rede kam, desto sichtbarer wurde die Unzufriedenheit des Schloßherrn. Eine leichte Röthe überflog seine Wangen; seine Lippen bewegten sich, wie wenn er heftig sprechen wollte; er stützte sich mit seinen Händen kräftig auf die Arme des Lehnsessels, so daß man glaubte, er wolle aufstehen, und seine Kinder schon hinzueilten, um ihm dabei behilflich zu sein.

Allein dies dauerte blos einen Augenblick. Jean-François dankte mit einer Geberde, nahm seine vorige

ruhige Haltung wieder an, und sagte in dem unbefangensten Tone von der Welt:

„Warum sollte auch ich auf Deine Frage antworten, mein Junge? Mich geht sie nichts an, ich habe ja nur noch kurze Zeit zu leben. Meine Kinder mögen sehen, was sie Dir zu sagen haben.“

Sodann gab der Patriarch sich wieder mit Meliten ab, die ihm das Kopfkissen, das sich verschoben, und den Teppich, den er im Ausbruche seiner Ungeduld bis in die Mitte des Kamins geworfen hatte, wieder zurecht legte.

Alles blickte nun auf Armand, und der alte Gavesio begann an dem Erfolge seiner Sendung zu zweifeln. Armand war ein ernster Mann, schon nahe an den Sechzigen; er verwaltete die Güter bereits über funfzehn Jahre, und er war auf den Gedanken gekommen, den linken Flügel, dessen Holzwerk zu verfaulen drohte, neu decken zu lassen. Dieser Flügel war übrigens schon seit undenklicher Zeit unbewohnbar, er diente eigentlich blos zur Rumpelkammer und glich einem Chaos, das nach und nach zu entwirren Armand sich vorgenommen hatte.

„Gavesio, mein Freund,“ sagte der Edelmann, „Deine Absicht ist gut, und ich danke Dir dafür im Namen meiner Familie; allein hälftige Theilung und die Abgabe der dreizehnten Garbe ist nun einmal eingeführt, ich will es auch nicht ändern; die Arbeiter sollen nicht zum Vortheil der Güterbesitzer in Nachtheil kommen. Dies

ist eine abgemachte Sache. Was die Dachdeckung betrifft, so nimmt man Stroh dazu, dies ist gut genug für die beinahe ganz unnützen Nebengebäude."

„Unnütz! Herr Armand, bedenken Sie doch, daß hier Kinder sind, die groß werden, und daß Sie bald keinen Raum mehr für Ihre Familie haben werden."

„Die Alten werden den Jüngeren Platz machen," murmelte Jean-François vor sich hin.

Bei diesen Worten, die eine nur zu traurige Wahrheit enthielten, verfinsterten sich alle Gesichter; Gavesio schwieg; Armand de La Faugerais fuhr alsbald wieder fort:

„Geh', Gavesio, und sage unseren lieben Freunden, daß wir ihr Anerbieten dankbar anerkennen, dasselbe jedoch niemals annehmen werden."

Nun wandte der Bauer sich an seinen Milchbruder, den Schiffskapitain, und sagte zu ihm:

„Herr Michel, ich bitte Sie, sprechen Sie ein Wort für uns."

„Pierre," antwortete der Seemann heiter, „da kommst Du nicht zum Rechten, alles Dies geht mich nichts an; allein da Du mich um meine Stimme ersuchst, so will ich Dich hiermit an Hilaire und den kleinen Jean weisen."

Hilaire hielt es jedoch nicht für passend, das Wort zu nehmen; Gavesio konnte es ihren Blicken ansehen, daß alle drei Generationen der Edelleute gegen seine Bitte

waren. Da ging er gesenkten Hauptes traurig der Thür zu.

Michel begleitete ihn und nahm ihn bei der Hand.

„Nein, nein, das ist nicht recht,“ sagte der Bauer, als sie im Vorzimmer waren; „ich bin kein Redner, Herr Michel, aber Sie, wenn Sie gewollt hätten, so hätte Herr Armand sich herumbringen lassen: ich weiß das wohl, ich ...“

„Gavesio, mein Lieber, kümmere Dich nicht darum, es ist so Alles recht gut.“

„Und ich wiederhole es,“ antwortete der Bauer heftig, „Sie hätten sich Ihrer Neffen etwas wärmer annehmen sollen, statt mich allein zu lassen. ... Könnte ich so geläufig französisch sprechen, wie Sie, so dürfte ich jetzt nicht nach Hause zurückkehren, um ihnen zu sagen ... was zu sagen? daß man Nichts will, daß die Herrschaft sich ruinirt, und durchaus Nichts annimmt! ... Adieu, Herr Michel.“

„Pierre, Du scheidest im Zorne, das ist nicht vernünftig.“

„Ich bin Ihnen nicht Feind, nein, gewiß nicht,“ antwortete der Nieder-Bretagner finster, „allein Sie thaten Unrecht daran, zu lachen ...“

„Beruhige Dich, mein Freund, ich will Dir etwas zu trinken kommen lassen, und Du sollst auf unsere Gesundheit trinken ...“

„Ja, Herr Vicomte,“ unterbrach der Bauer ihn

zornig, „ich möchte wohl trinken! Wir haben, Gott Lob, noch so viel, daß wir auf die Gesundheit unserer Herrschaft trinken können! ...“

Gavesio griff murrend nach der Klinke; der Marineoffizier wollte ihn so nicht scheiden lassen. ...

„Pierre, Du schmollst mit mir, Deinem Milchbruder! ...“

„Verzeihung, Herr Michel, Verzeihung! Lassen Sie mich,“ sagte der Bauer mit halberstickter Stimme, „Sie wissen wohl, daß das nicht Recht ist! ...“

Obgleich er seine wollene Mütze über die Augen hereinzog, so konnte Michel doch sehen, wie zwei große Thränen darin perlten.

„Nun, guten Abend, Pierre,“ sagte der Vicomte von Kerbozec, ebenfalls gerührt.

„Guten Abend, guten Abend, Herr Michel, der liebe Gott behüte Sie.“

Als Pierre Gavesio auf seinen Pachthof zurückkam, drückten die Pächter ihr Erstaunen über seine lange Abwesenheit aus. Während er im Saale parlamentirte, hatten seine Kameraden den Gegenstand seiner Sendung unter sich besprochen, und man muß zu ihrer Ehre sagen, daß sie Alle einen guten Erfolg, woran sie nicht im Geringsten zweifelten, von Herzen wünschten. Als sie seine traurige Miene sahen, kamen sie auf den Gedanken, der alte Herr möchte wohl krank geworden sein.

„Pierre! Gavesio! he!“ rief es von allen Seiten, als er, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit gesenktem Haupte und rothgeweinten Augen zurückkehrte.

„Sie wollten nicht!“ sagte der Greis, „Nichts, gar Nichts.“

Nun wurde er mit einer Menge Fragen von allen Seiten überhäuft.

„Nein, der alte Herr gerieth in Zorn. Herr Armand sagte, es sei gut, er danke Euch, und sei zufrieden, wenn seine Wohnung mit Stroh gedeckt sei. ... So denken sie Alle, vom Größten bis zum Kleinsten. ...“

Weiter war aus Pierre Gavesio Nichts herauszubringen; allein als seine Söhne sahen, daß er an der lärmenden Unterhaltung der Versammlung keinen Antheil mehr nehme, so bewirtheten sie ihre Gäste reichlich, und noch lange trank man mit Begeisterung auf die Gesundheit der Herrschaft, die man mit Segnungen überhäufte.

Bei den Schloßbewohnern machten nach und nach die anderen Gefühle einer sanften Rührung Platz, um so mehr, als der Vicomte seine letzte Unterredung mit Gavesio erzählte. Der alte Herr selbst war wieder ruhig geworden, und man sprach noch von dem Vorfalle, als die Domestiken in's Zimmer kamen und der Tisch gedeckt wurde.

Diese, wie auch die Pächter, gehörten zur Familie, das Gespräch ging trotz ihrer Anwesenheit ungestört fort.

Sie hörten nicht heimlich, wie die Dienerschaft in vornehmen Häusern, sondern offen zu, ihre Augen auf denjenigen ihrer Herren gerichtet, der gerade das Wort führte, und betrugen sich als Leute, die hier blos von einem alten Rechte Gebrauch machten, und nicht im Geringsten daran dachten, daß man sie im Verdachte der Indiscretion haben könnte. Ihre Züge drückten ganz offen ihre Empfindungen aus, je nachdem die Unterhaltung heiter oder ernst war, je nachdem der alte Herr oder die alte Frau, der ernste Armand oder sein lustiger Bruder, der Seemann, oder eine der Frauen des Herrenhauses sprach.

Nirgends mehr, als in diesem Theile von Frankreich, der unter dem Namen kriegerische Vendée berühmt geworden war und kurz zuvor den revolutionairen Prinzipien von Brüderschaft, Freiheit und Gleichheit einen so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, nirgends herrschte eine aufrichtigere Brüderschaft, eine größere Freiheit und eine mehr christliche Gleichheit. Und ist nicht jede andere Gleichheit blos Chimäre? Man thue was man will, so wird es jederzeit Hohe und Niedere, Vorgesetzte und Untergeordnete, Herren und Diener, Reiche und Arme, so wie solche geben, die vermöge ihrer Geburt und ihrer Stellung in der Gesellschaft bevorzugt sind. Mag man auch den eitlen Titel Edler, der heutzutage nichts mehr ausdrückt, als ein Vorurtheil, das aber eben so gut zu entschuldigen ist, als alle übrigen menschlichen Vorurtheile, aus dem

Gesetzbuche ausstreichen; immer wird es doch in jedem Stande nothwendiger Weise eine Klasse geben, die über den anderen Klassen steht, eine eigentliche Aristokratie, die den früher von dem Adel eingenommenen Platz einnimmt, und zwar, was wohl zu beachten ist, vermöge der Geburt einnimmt. Zwischen Geburt und Adel nämlich, zwei Worten, die schon so oft verwechselt wurden, ist wohl zu unterscheiden. Geburt, die, wie man sagte, unter der alten Regierung Alles gab, hat von jeher überall Alles gegeben; sogar nach unseren zahlreichen Revolutionen giebt sie, in Frankreich, wie überall, immer noch Alles. Seit dem Anbeginn der Welt besteht dieses göttliche Gesetz, menschlicher Wille vermag Nichts dagegen.

Alles, was Ehrgeiz bedingt, was den Stolz der Menschenkinder rege macht, kommt von der Geburt: Schönheit, Kraft, Gesundheit, Vermögen, Intelligenz, und Alles, was direkt hiervon ausgeht, z. B. Muth, Energie, Erziehung, eine Folge des Vermögens, und sogar die Talente, worauf wir uns so viel einbilden.

Auch Familie, Nation und Vaterland, Race und Farbe sind Gaben der Geburt, oder besser Gaben Gottes. Glücklich, wer diese Gaben nicht mißbraucht! Allein es liegt in der schwachen Natur des Menschen, daß er oft von den kostbarsten Vorzügen einen schlimmen Gebrauch macht. Adel, Schönheit, Macht und Genie wurden schon oft zum Bösen angewendet, und die Geschichte zeigt uns

eine Menge Adeliger, die ihres Namens unwürdig waren, und eine Unzahl entarteter Edelleute.

Lehrt ja die Schrift, daß es sogar rebellische Engel gegeben habe.

Wir wollen durchaus nicht weder für noch gegen den Adel sprechen; es ist dies ein Institut, das man mit gleichem Rechte vertheidigen und angreifen kann. Wir suchten im Anfange dieser Erzählung blos zu zeigen, daß die Vorurtheile und der Stolz des Adels nicht lächerlicher und gehässiger sind, als alle übrigen Vorurtheile, die in der Welt coursiren. Eitelkeit über Eitelkeit! Der Mißbrauch der Macht von Seiten der aristokratischen Klasse unter der alten Regierung war übrigens in den westlichen Provinzen nicht so schreiend, als in den übrigen Theilen Frankreichs. In Poitou und in der Bretagne waren solche Bilder, wie das obige, häufiger, ja sogar regelmäßig; harte und anmaßende Herrschaften traf man hier nur ausnahmsweise.

Zwischen Adeligen und Bauern herrschte eine gewisse Familiarität; diese entstand aus den gemeinschaftlichen Arbeiten, Interessen und Festen, wie z. B. die Ernte, die hälftige Theilung, die Jagd. Eine Folge davon war eine beständige Berührung beider Theile; überdies traten zwischen dem Pachthofe und dem Herrenhause immer noch zärtere Verhältnisse ein. Die Bäuerin war die Amme des jungen Schloßbesitzers, der Gutsherr der Pathe von den

Kindern auf dem Pachthofe. Waren sie nicht gleich, so waren sie doch Brüder. Und der gute Herr in dem Herrenhause, wie Pierre Gavesio richtig sagte, war in der That der Vater der Landbewohner in der Umgegend.

Der Antrag der Pächter war ein sprechender Beweis für die Aufrichtigkeit ihrer Zuneigung zu der Familie de La Faugerais, die einen solchen Beweis von Anhänglichkeit auch wohl zu schätzen wußte. Die Domestiken bedauerten es im Stillen, daß ihre Stellung ihnen nicht erlaubte, an dem Vorhaben der Bauern Antheil zu nehmen.

Der lebhafte, enthusiastische Ermel rief aus:

„Wenn man einmal zur Vertheidigung der Religion oder der Regierung die Waffen ergreifen muß, so kann man auf solche Leute zählen, sie werden uns nicht im Stiche lassen!“

Hinter dem jungen Offizier vom Regimente Artois stand ein Soldat, der bei diesen Worten sich mit militairischem Stolze aufrichtete. Es war der vierte Sohn von Pierre Gavesio, der seinem jungen Herrn zum Regimente gefolgt war und seit fünf Jahren Glück und Unglück mit ihm theilte. Er hatte auf den Inseln, wie man sich damals ausdrückte, mehrmals Gelegenheit gehabt, unter dem Befehle Ermels seine Unerschrockenheit zu zeigen, z. B. bei den ersten Unruhen auf St. Domingo, bei den Meutereien der Mulatten, der Hefe der freien Be-

völkerung auf der Kolonie. Ohne gerade einen langen Feldzug mitgemacht zu haben, hatten Ermel und Alain doch schon Pulver gerochen. Bei dem Vicomte war es freilich etwas Anderes: er hatte die Feldzüge in Indien und Amerika mitgemacht, und er wäre wohl in große Verlegenheit gekommen, wenn er all' seine Kämpfe zu Wasser und zu Lande genau hätte angeben sollen.

„Ei, ei, mein Neffe, nur ein Wort! Unsere Nieder-Bretagner sind brave, ehrbare Leute, darauf will ich schwören, allein sicherlich würden sie als Soldaten eine traurige Rolle spielen."

„Man müßte sie eben dazu heranbilden!" erwiderte Ermel.

„Ein noch so schwaches Detachement vom Regimente Artois oder von der königlichen Marine würde sie in alle Ferne jagen."

„Das will ich gerade nicht bestreiten, wiewohl hinter einer Schutzwehr ein Mann immer ein Mann bleibt, nicht mehr und nicht weniger. Sie werden mir freilich entgegenhalten, es gebe hier große Haiden und Terrains, worauf Infanterie und Kavallerie manövriren könne; allein die Landleute würden beinahe immer Mittel finden, einem offenen Gefechte auszuweichen, der Krieg mit der Bevölkerung der Bretagne würde sich auf Plänkelei und Scharmützel beschränken. Unser Alain hier wäre der Gewandteste bei'm ganzen Bataillon."

Geschmeichelt durch das Lob, das man seiner Schußfertigkeit angedeihen ließ, warf Alain mit wichtiger Miene sich in die Brust.

„Nicht wahr, Alain?“ sagte Ermel.

„Ah, mein Lieutenant, das glaub' ich wohl, es ist keine Kunst, sein Ziel zu treffen, wenn man sein ganzes Leben lang immer auf der Jagd war, wie wir in unseren jungen Jahren.“

Ueber den letzteren Ausdruck des Soldaten konnten die Greise sich eines Lächelns nicht erwehren.

Nach und nach kam man auf Politik zu sprechen, eine damals sehr wichtige Frage, besonders für die Bretagne, wo seit 1788 zu Rennes und Quimper, sowie in mehreren anderen Städten mehrfache Bewegungen stattgefunden hatten.

Die Ereignisse nahmen nunmehr eine drohende Gestalt an; Hilaire und Herr von Kerfuntun hatten sich einigermaßen dabei betheiligt; allein nach der Verdammung des Parlaments durch die Nationalversammlung hatten sie sich, wie überhaupt die meisten Edelleute, auf ihre Güter zurückgezogen.

Indeß bildeten sich in den Städten Klubbs, auf dem Lande zirkulirten Flugschriften, Alles war in Gährung; im letzten Monate hatte der König nach langem Widerstande sich gezwungen gesehen, zu der bürger-

lichen Constitution der Geistlichkeit seine Zustimmung zu geben.

Die Anwesenheit des Herrn von Kerfuntun zu Rosven stand mit diesen Thatsachen, die auf so viele Katastrophen schließen ließen, in Verbindung. In dieser Zeit gingen die Edelleute von Herrenhaus zu Herrenhaus, und obgleich man nicht genau wußte, was zu Paris vorging, so war man doch in beständiger Unruhe, denn täglich verbreiteten sich ringsum mißliche Gerüchte. Man hielt es für ein Glück, sich wenigstens von braven Leuten umgeben zu sehen, auf deren Ergebenheit man im Falle eines unvorhergesehenen Angriffes zählen konnte. Der alte Jean-François zeigte durchaus keine Unruhe: „Die Provinz Bretagne," sagte er, „sei von jeher ein wenig unruhig gewesen, und diese Bewegung werde vorübergehen wie die früheren." Allein Armand und Hilaire, besonders aber Herr von Kerfuntun prophezeiten gewaltigere Erschütterungen.

Der dritte Stand hatte Hand an die Geistlichkeit gelegt, der König durfte nicht mehr frei handeln, und bereits verfolgte man in seinem Namen die Bischöfe und Priester, die sich weigerten, zwischen der politischen und religiösen Constitution einen Unterschied zu machen.

„Leeres Geschrei!" sagte Jean-François kopfschüttelnd.

Ermel plauderte schon längst wieder mit Francesa, die sich bei dem Streite nicht gut unterhielt. Der Schiffskapitain stocherte in den Zähnen, etwas sehr Verzeihliches, da man gerade beim Nachtische saß.

In dem Pachthause, wie in dem Saale gaben die gegenwärtigen Ereignisse Veranlassung zu mehrfachen lebhaften Erörterungen; indeß beabschiedeten sich die Pächter doch nach und nach von ihrem Wirthe Gavesio, und gingen im Mondscheine nach Hause. In dem Herrenhause waren die Herrschaft und die Domestiken noch beisammen und hörten dem Gebete, das Madame Hilaire laut vorsprach, andächtig zu. Als sie mit dem gewöhnlichen Glückwunsche für den König und die königliche Familie begann, da sagte mit schwacher, kaum vernehmlicher Stimme die alte Ahnfrau von Rosven: „Etwas bedächtlicher!“ Die Domestiken bemerkten, daß die gute Frau den ganzen Abend nichts gesagt hatte, als diese zwei Worte, die nach dem, was über Tische vorgefallen war, tiefen Eindruck machten. Louise sprach nun das Gebet langsam und deutlich, denn so wollte die Urgroßmutter es haben. Sodann sagte man sich gute Nacht, und Jedes ging nach seinem Gemache, die Einen mit traurigen Gedanken und dem Vorgefühle nahenden Unglücks, Andere, wie Ermel und Francesa, mit dem befriedigenden Bewußtsein, einen guten Tag erlebt zu haben.

Solche Tage sollten jedoch immer seltener werden, denn am Horizonte stiegen unglücksschwangere Wolken auf, der tobende Sturm kam näher und näher, und drohte sich mit Gewalt über den friedlichen Bewohnern des Herrenhauses und der Pächterwohnungen zu entladen.

3.

Es sind seither drei Monate verflossen, das Jahr 1791 naht. Die Wahrheit ist sogar bis in das Herrenhaus zu Rosven gedrungen, wo Herr von Kerfuntun seine Tochter unter dem Schutze der Familie de La Faugerais lassen mußte. Selbst Jean-François mußte endlich den wahren Stand der Dinge einsehen uud auf seine gewohnte Sorglosigkeit verzichten, als die Unruhen in den Städten der Bretagne häufiger wurden. Francesa wäre in dem kleinen Hause ihres Vaters, auf dem bescheidenen Gute in der Nähe des Hafens von Lorient, wo die Exaltation der Patrioten wegen der Dekrete der Nationalversammlung bereits auf's Höchste gestiegen war, nicht mehr sicher gewesen. Man wußte recht wohl, daß ganze Banden von Freunden der Constitution, wie sie in den wüthenden Declamationen gegen den drückenden Adel und die freien Priester hießen, auf dem Lande herumschwärmten,

und unter dem Landvolke, das Anfangs neutral blieb, Anhänger zu gewinnen suchten.

Zu dieser Zeit waren die Herrenhäuser und Edelsitze in der Nähe der Städte in so großer Gefahr, daß ihre rechtmäßigen Besitzer es für gerathen hielten, dieselben zu verlassen. Einige wanderten aus; Andere begaben sich sogar in die Städte selbst, in der Hoffnung, von der Behörde protegirt zu werden; noch Andere flüchteten sich in das Innere des Landes, wohin die Klubbisten noch nicht gedrungen waren.

Unter dem Adel, der früher immer so rebellisch gegen den Willen des Hofes gewesen, nun aber in offenem Kampfe mit der Bürgerschaft begriffen war, entspann sich im Innern der Haiden und Wälder heimlich eine ausgedehnte Verschwörung, wobei auch Herr von Kerfuntun betheiligt war.

Der Chef der bretagnischen Association war der bekannte Armand Tuffin, Marquis von La Rouarie, ein Mann von großem Geiste und heftigen Leidenschaften, über den man uns im Vorbeigehen einige Worte erlauben möge.

Die Jugendzeit des La Rouarie, Anfangs Offizier bei der französischen Garde, war in jeder Beziehung sehr stürmisch: Duelle, Spiel, Intriguen u. s. w. spielten darin eine Hauptrolle; damals war er ein hartnäckiger Gegner der monarchischen Regierung, und behielt seine exaltirten

Ansichten sogar noch nach seiner plötzlichen Conversion bei. Man vernahm in der That mit Staunen, La Rouarie sei Trappist geworden. Allein der amerikanische Unabhängigkeitskampf brach aus; die Freunde des alten Garde-Offiziers, die seinen kriegerischen Muth und seinen Haß gegen die Engländer kannten, entrissen ihn der klösterlichen Einsamkeit. Unter dem Namen Oberst Armand zog er mit Lafayette aus, und verrichtete, an der Spitze einer Legion Freiwilliger, tapfere Thaten. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich schlug La Rouarie sich eifrig zur bretagnischen Oppositionspartei; er war einer der zwölf Deputirten, die 1788 nach Paris geschickt wurden, um zu Gunsten der Privilegien der Provinz zu wirken. Kaum daselbst angekommen, ward er sammt seinen eilf Kollegen in die Bastille geworfen.

Kurz darauf wieder auf freien Fuß gesetzt, war dem Marquis von La Rouarie die Revolution von 1789 etwas ganz Erwünschtes; allein bald ließ sein überlegener Geist ihn die Tendenz der allgemeinen Bewegung durchschauen, und er bekehrte sich nun zur Monarchie, wie er einige Jahre vorher sich zur Religion bekehrt hatte. Der Rest seiner Jahre war der Buße für seine Irrthümer geweiht.

Drei Jahre nach seiner Befreiung aus der Bastille sagte der Historiker der kriegerischen Vendée: „La Rouarie ward der thätigste Kämpe des Königthums. Einsichts-

voll und vorsichtig, reich, mit einer seltenen Energie und einer Feinheit des Geistes begabt, vermöge deren er grade diese Energie verbarg, die man oft als Furchtsamkeit auslegt, zog sich der bretagnische Edelmann, als der Streit des Hofes und des Parlaments eine so schlimme Wendung nahm, auf sein Schloß La Rouarie, unweit Saint-Malo, zurück. Hier, in der Einsamkeit seiner Wälder, überlegte er die neuen Ereignisse, die vor seinen Augen vorgingen, reiflich. Er sondirte die Pläne der kühnsten Männer seiner Partei; er berechnete die möglichen Hindernisse und Chancen der Revolution, und faßte, ohne sich absichtlich über das Gelingen seiner Projekte zu täuschen, den Plan, alle die passiven Oppositionskräfte um sich her zu vereinigen."

Der Marquis von Rouarie streute den Samen der Insurrection in der Bretagne aus; allein erschöpft von der Anstrengung seiner harten Arbeit und aus Kummer über den Tod Ludwigs XVI. starb er wenige Tage nach dem Tode des Königs. So war nun die Verschwörung ohne Oberhaupt. Indessen ging der ausgestreute Samen auf und trug später furchtbare Früchte; La Rouarie hatte sich überlebt. Der Adel brauchte das Volk nicht aufzuwiegeln, dieses erhob sich auf allen Seiten von selbst.

Allein zu Ende des Jahres 1790 waren all' diese Ereignisse noch fern. Nach seiner Rückkehr von Koblenz, wo seine Projekte mit merklicher Kälte aufgenommen

worden waren, ließ der Marquis von La Rouarie den Muth nicht sinken, sondern zettelte den Faden der Verschwörung eifrig an, ging in verschiedenen Verkleidungen von Hof zu Hofe, und sammelte von Tag zu Tage neue Theilnehmer, deren Eigenliebe er mit unendlicher Gewandtheit zu schmeicheln wußte.

Herr von Kerfuntun hatte seine Instructionen empfangen, und unterstützte den gewandten Verschwörer in seinen contra-revolutionairen Bemühungen auf's Thätigste. Hilaire hatte ebenfalls eine Rolle übernommen, allein sein Vater und Großvater erklärten sich nicht, und ließen der Sache ihren Lauf. Drei Monate lang andauernde Stürme hatten die Ansichten des Familienoberhauptes außerordentlich verändert, er sah sich nunmehr genöthigt, an die Heftigkeit des Aufruhrs zu glauben.

Ein Ereigniß, das die Bewohner des Herrenhauses und der Pachthöfe gleich schmerzlich betroffen, hatte auch den Ungläubigsten die Augen geöffnet. Der Pfarrer von Sanct-Ermel war von seiner Pfarrei weggejagt worden, weil er den Eid verweigerte; ein Haufe Bewaffneter war in das Dorf eingedrungen und hatte einen constitutionellen Priester in Besitz der Pfarrei gesetzt. Von diesem Augenblicke an wurde die Kirche im Dorfe nicht mehr besucht, einige Zeit lang war die Kapelle im Herrenhause der Versammlungsort der Gläubigen. Allein bald mußte man auch darauf verzichten. Nun wurden

die heiligen Mysterien im Schooße der dichtesten Wälder gefeiert. Das leidende Volk fing an zu klagen, allein die verfolgten Hirten ermahnten dasselbe zur Mäßigung.

Während dieser Zeit trafen die Gesellschaften der Freunde der Constitution Maßregeln, die ein Vorspiel von den Gräueln des Terrorismus waren; es wurden Haussuchungen angestellt, und die Klubbisten erklärten: man müsse die widerspenstigen Priester und die Bürger, denen es an Bürgersinn mangele, niedermachen.

Es war gegen das Ende Decembers. Die Familie La Faugerais war noch im Familienzimmer beisammen, wo düstere Traurigkeit herrschte; die Kinder hatte man zu Bette geschickt, denn ihre lärmenden Spiele belästigten die unruhigen und niedergeschlagenen Großeltern. Louise und Francesa saßen Hand in Hand beisammen, und beim geringsten Geräusche blickten die beiden Schwestern erschrocken nach der Thür. Hilaire ging in heftiger Bewegung mit großen Schritten auf und ab. Niemand wagte es, das Stillschweigen zu unterbrechen, das noch frostiger war, als der Nordwind, der draußen stürmte. Plötzlich klopfte es unten an der Thür; Armand, sein Bruder, der Vicomte, und ihre beiden Neffen griffen nach ihren beiden Jagdmessern, und einige Diener traten ihnen zur Seite. Man wußte, daß schon mehrere Schlösser

überfallen und verwüstet worden waren, und war deswegen auf seiner Hut.

„O Gott!“ rief Louise ängstlich aus, „wenn nur meinem Vater nichts Schlimmes begegnet ist!“

Francesa wurde leichenblaß, und faßte die Hand ihrer Schwester ganz krampfhaft. Endlich trat Herr von Kerfuntun — denn er hatte angepocht — in das Zimmer. Seine beiden Töchter stießen einen Freudenruf aus, und flogen in seine Arme.

„Gott sei gelobt! Du endlich hier, mein Vater!“ so tönte es von ihren Lippen.

Allein die Edelleute, welche ihr geöffnet hatten, waren begierig auf die Neuigkeiten, die ihr Verwandter mit sich brächte. Herr von Kerfuntun warf seinen großen mit Schnee bedeckten Mantel auf einen Sessel; da wurden in seinem Gürtel ein Paar Pistolen sichtbar.

„In der gegenwärtigen Zeit,“ sagte er, „thut man wohl daran, wenn man immer bis an die Zähne bewaffnet ist. Die sogenannten Patrioten fangen an, uns wie wilde Thiere zu hetzen. An dem Thore von Vannes wurden wir von einem wüthenden Volkshaufen angefallen, und mußten uns mit der Pistole in der Hand eine Gasse bahnen. Ich sah mich genöthigt, die Pistolen in meinen Holftern abzufeuern, und zu gutem Glücke gewannen wir das Weite, ehe ich von diesem zweiten Paare Gebrauch machen mußte.

„Wer war denn bei Dir?“ fragte Francesa, noch zitternd wegen der Gefahr, die ihr Vater erst bestanden hatte.

„Zehn Edelleute und zwei Priester,“ antwortete Herr von Kerfuntun, jedoch in einem Tone, der nicht geeignet war, sie zu weiteren Fragen zu ermuthigen.

„Wo wurdet Ihr getrennt?“ fragte Hilaire.

„Verabredeter Maßen begleiteten wir einander; die drei letzten verließen mich draußen an der Allee, und kehren in diesem Augenblicke nach Hause zurück.“

Hierauf zog der neue Ankömmling seinen Schwiegersohn in die Ecke am Fenster, und hier sprachen sie lange Zeit leise über die Verschwörung La Rouarie's. Während dessen näherte Ermel sich Francesa.

„Ein Umstand,“ sagte er, „verursacht mir den allerempfindlichsten Schmerz; wenn ich bedenke, daß mein Urlaub in zwei Tagen zu Ende geht, daß ich dann scheiden und Sie hier zurücklassen muß, Francesa, während der Bürgerkrieg vielleicht ausbricht, so bedaure ich nur, nicht hier bleiben zu können, um Sie zu vertheidigen.“

„O, daran liegt nicht viel,“ antwortete das Mädchen, „gehen Sie nur, mein Freund, wohin die Pflicht Sie ruft. Ich wollte nur, Sie wären schon wohlbehalten bei Ihrem Regimente angekommen.“

„Durch Onkel Michel's und meine Abreise wird in dem Hause eine Leere entstehen; ich möchte, da es nun doch einmal einen Kampf abzusetzen scheint, mich lieber an der Spitze unserer braven Landsleute für meinen eigenen Herrn schlagen."

Der Schiffscapitain, der ihn so sprechen hörte, nahm nun das Wort und sagte:

„Ermel, mein lieber Neffe, ich glaube, Du mischest Dich in Angelegenheiten, die Dich eben so wenig angehen, als mich. Du mußt zu Deinem Regimente, und ich in meinen Hafen zurückkehren, und somit Gott befohlen!"

„Denken Sie aber gar nicht an Diejenigen, welche wir hier zurücklassen, mein Oheim!" rief Ermel aus.

„Wohl denke ich an sie; allein ich halte Widerstand in der Bretagne für unmöglich; unsere Landleute sind brav und wacker, allein sie wissen nichts von der Subordination, und verstehen es nicht, sich einem Führer zu unterwerfen."

„Alain ist ein ausgezeichneter Soldat."

„Alain macht aber eine Ausnahme; die Anderen sind nichts weniger als Soldaten."

„Allein Alain ist nicht der einzige Bretagner im Regimente! ..."

„Geh' mir doch mit Deinem Regimente!... Einmal an Disciplin gewöhnt, mögen sie freilich gemachte Sol-

daten sein, aber da sitzt eben der Haken, sie daran zu gewöhnen."

„Wollte Gott, wir wären noch zu Rennes oder zu Vannes in Garnison!" erwiderte Ermel, ohne den Streit weiter fortzusetzen; „allein zu Pau, in Bearn, an die zweihundert Meilen von hier!... Dieser Gedanke schnürt mir das Herz zusammen, Francesa. Da weiß ich ja nicht einmal etwas von den Gefahren, worin meine Verwandten und Freunde schweben, ich muß unaufhörlich für sie zittern, ohne daß ich im Stande wäre, ihnen zu helfen."

Der junge Offizier hatte nicht mehr Zeit, galante Komplimente zu machen; seine Unterhaltung mit dem Mädchen, das er offenbar liebte, war eine sehr ernste, denn seine Besorgnisse für den väterlichen Heerd stiegen in dem Maße, als die Ereignisse eine immer drohendere Gestalt annahmen.

„Aber Sie, Ermel," sagte Francesa, „Sie kommen durch eine Gegend, wo der Aufruhr wüthet, seien Sie vorsichtig, ich beschwöre Sie."

„Ah, wenn ich einmal allein bin," sagte lächelnd der junge Mann, „so werde ich mich wohl noch um die Tollköpfe scheeren!"

„Ermel, Sie thun Unrecht, so zu sprechen; wir, in unserer Zurückgezogenheit hier, werden schon davon kommen."

„So Gott will!"

„Sie, bei Ihrer Reise nach Pau, haben tausend widerwärtige Begegnisse zu gewärtigen.“

„Können Sie in meiner Seele lesen? Ich trage ja ihre Kokarde, und diene unter ihren Fahnen.

„Sie werden es in Ihren Augen lesen, daß Sie ein treuer Anhänger des Königs sind, und den Beschlüssen der Versammlung nur gezwungener Weise gehorchen; sie werden Sie als Aristokraten behandeln, und Sie werden sich eine Ehre daraus machen, Edelmann zu sein.“

Ermel konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, allein bald wurde er wieder ernst, und rief mit schmerzlichem Gefühle aus:

„Daß ich Vater, Bruder, Schwestern, und Sie, Francesa, meinen alten Großvater und meine gute Großmutter, kurz, alle meine Lieben so verlassen muß, in der Gewalt der Räuber, die uns unterdrücken und ausplündern! ...“

Der junge Mann überließ sich ganz dem Ausbruche dieser schmerzlichen Gefühle, bis der Capitain ihn unterbrach.

„Du übertreibst das Unglück, Ermel. Einige Zufälle erschrecken Dich ...“

„Nein, nein, Oheim, Sie wissen so gut als ich, daß die Priester von ihren Pfarreien verjagt werden, und daß die Verfolgung des Volkes auf allen Seiten zugleich beginnt.“

Der alte Jean-François Bozec de La Faugerais blieb ruhig; allein er runzelte seine schneeweißen Augenbrauen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Seine Gemahlin hörte aufmerksamer auf jedes Wort, das gesprochen ward; es hatte fast den Anschein, als ob sie im Augenblicke der Gefahr die erforderlichen Kräfte wieder fände, sie zu bestehen. Zur Zeit, wo noch Alles ruhig war, blieb ihr Alles fremd, nicht so gegenwärtig. Sie betete ihren Rosenkranz öfter als gewöhnlich, und obgleich stille, war sie doch immer auf ihrer Hut. Manchmal erwachte sie ganz unerwarteter Weise aus ihrer Apathie; man hätte glauben können, ihre Sinne seien schärfer, als die ihrer Kinder, denn sie war es immer zuerst, die auf ein von Außen herkommendes Geräusch aufmerksam machte, während sie bisher ganze Tage in ihrem Sessel zugebracht hatte, ohne daß sie sogar auch nur die Anwesenheit ihrer Kinder zu beachten schien. Auch dies Mal nahm sie das Wort:

„So eben kommt ein Bauer die Treppe herauf, ich kenne ihn an dem Geräusche, das seine Holzschuhe verursachen."

Die alte Frau hatte sich nicht getäuscht. Armand öffnete, und trat nach wenigen Augenblicken mit Pierre Gavesio in den Saal. Der Ehrenmann hatte wohl seine Beschäftigungen in den vorhergehenden Monaten vergessen; es war kein Ziegel- oder Strohdach mehr, um

das er sich jetzt bekümmerte. Durch die gewaltsamen revolutionairen Auftritte argwöhnisch geworden, blickte er mißtrauisch um sich, wie wenn er die Gegenwart irgend eines Unberufenen in dem Zimmer des Herrenhauses befürchtete. Sodann trat er zu dem ältesten Sohne der Familie, und sagte:

„Herr Armand, Morgen früh um halb sieben Uhr, in dem Walde von Rosven."

„Meinen Dank, Gavesio; von wem weißt Du es?"

„Von dem Herrn Pfarrer selbst, der die Nacht bei Jean du Gavre zubrachte.

Es war, wie der Leser vermuthen wird. von der Messe die Rede. Der folgende Tag war ein Sonntag. Armand sagte seinen Söhnen und Dienern, es möge sich Alles bis am andern Morgen um sechs Uhr, eine Stunde vor Tagesanbruch, zum Abgange bereit halten.

4.

Mitten im Walde von Rosven befindet sich eine sandbedeckte Stelle, oder vielmehr ein kleiner weißlicher Berg, dem der Wald und somit auch das Herrenhaus seinen Namen zu verdanken hat; denn Rosven bedeutet in der bretagnischen Sprache so viel als weiße Erhöhung. Diese sandige, kahle Erhöhung bildete eine Art Rundell, nach dem eine Menge Fußpfade führten. Hier wurden vielleicht vor Zeiten die Mysterien des druidischen Kultus gefeiert; ein Denkmal der Vergangenheit war jedoch nicht vorhanden, ein einfaches steinernes Kreuz abgerechnet, das ein Jean Bozec de la Faugerais, von dem Jean François direkt abstammte, hatte errichten lassen. Indeß war der Ort in der ganzen Umgegend schon längst ein Gegenstand der Verehrung, ehe er der Versammlungsort der Gläubigen wurde.

Dieses Dunkel umschatteten noch die grünen Tan-

nenbäume und die entblätterten Eichen, als auf allen Wegen die zahlreichen Familien der Landleute beinahe zu gleicher Zeit auf dem Platze ankamen. Das Fußgestelle des Kreuzes war in einen Altar umgewandelt worden, zwei Fackeln verbreiteten einen geheimnißvollen Schein über die hohen Stämme, der sich an der schwachen Schneelage brach, die den Boden bedeckte.

Ein Priester im Meßgewande schickte sich an, das Opfer zu feiern, und bereits war auf das Geräusch der Holzschuhe und das verworrene Gemurmel der Stimmen eine tiefe Stille gefolgt. Da erschien auf einem der Fußpfade die Familie de La Faugerais in Begleitung der Pächter und Dienerschaft. Die Bauern machten ihrer Herrschaft ehrerbietig Platz, und als ob man in der Pfarrkirche zu Saint-Ermel wäre, stellte Jean François sich dem Altare gegenüber auf, seine Söhne und Töchter um sich her.

Die Feierlichkeit begann. Bald ertönte unter dem Himmelsgewölbe ein frommer Gesang, ein eisiger Wind, der in den Zweigen wehte, braus'te darein. Alles, Männer, Frauen wie Kinder, knieeten auf die gefrorene Erde, ein Herz und eine Stimme. Der von Haus und Hof verjagte Pfarrer hielt eine kurze Anrede. Er sprach Worte des Friedens, die geeignet waren, die Gemüther zu beruhigen und den Ausbruch des Volksaufruhrs zu verzögern.

Herr von Kerfuntur und Hilaire hätten es zwar lieber gehört, wenn er in anderem Sinne gepredigt hätte; allein sie konnten ihm doch ihre Bewunderung nicht versagen, da sie sahen, wie er seine Pflicht als christlicher Priester so gewissenhaft erfüllte, zur Verzeihung des Unrechts aufmunterte, und alle seine Beredsamkeit aufbot, um die gereizte Stimmung seiner Heerde zu besänftigen.

Es ist in der That sehr merkwürdig, daß die bretagnische Geistlichkeit sich der Anfeindung der sie verfolgenden Macht enthielt; allein die Verweigerung des Eides war ein Akt, der laut gegen sie sprach, und die Vertreibung der widerspenstigen Priester, eine unmittelbare Folge dieser Verweigerung, begründete die gewichtigste Klage des Landvolkes gegen die Revolution.

Indeß hielt die Geistlichkeit ihre Beichtkinder noch lange von Gewaltstreichen ab; während auf der andern Seite La Rouarie, der wohl einsah, daß der Augenblick, das Volk aufzuwiegeln, noch nicht gekommen sei, sich zur Rückkehr nach Koblenz rüstete, wo er zum zweiten Male um die Sanction der Fürsten bat, die er auch endlich erhielt.

Allein gegen das Ende des Jahres 1790 hüteten die Verschworenen sich wohl, etwas vor ihrem Pfarrer laut werden zu lassen.

Der Widerstand der Bretagne war eigentlich blos eine träge Kraft, Niemand gab den Impuls. Die Be-

wohner der Pachthöfe und Herrenhäuser begnügten sich damit, ihre alten Geistlichen gastfreundlich zu beherbergen und bald in Scheunen, bald an einsamen Orten des Waldes, wie zu Rosven, dem Gottesdienste beizuwohnen.

Nachdem der Pfarrer seine Rede geendigt hatte, erfolgte auf's Neue ein Gesang, der mit Begeisterung wiederholt wurde; sodann schickten sich beim ersten Schein des Tages die verschiedenen Gruppen der Gläubigen zur Rückkehr an, die Menge zertheilte sich auf den Fußpfaden und bald hörte man ringsum nichts mehr, als das Fallen der dürren Blätter, die der Nordwind herabwehte.

Die heilige Feier war durch kein tragisches Ereigniß gestört worden. Die Landleute konnten, Dank ihrer klugen Vorsichtsmaßregeln, Gott noch nach Pflicht und Gewissen anbeten, ohne daß sie befürchten mußten, jeden Augenblick von unbarmherzigen Horden überfallen und niedergemacht zu werden. Später nahmen freilich die Versammlungen der Christen in der Bretagne und Vendée einen andern Charakter an; so verbarg man sich nicht mehr, an hellem Tage, bei Sonnenschein lasen die Diener des Herrn die heilige Messe. Allein sie waren von einer bewaffneten Volksmenge umgeben und aufmerksame Schildwachen waren an allen Zugängen aufgestellt, und oft kam es in der Nähe des Ortes, wo die heiligen Ceremonieen gefeiert wurden, zu blutigen Auftritten.

Allein wir wollen unsrer Erzählung nicht vorgreifen.

Es ist nur noch zu bemerken, daß in der Bretagne nach den ersten Unruhen zwischen den Katholiken und den Revolutionairen eine Art ruhigen Waffenstillstandes eintrat. Bei der Nachricht von den Bewegungen in der Vendée ließ die Politik statt der bisherigen Verfolgungen ein auffallend tolerantes Verfahren eintreten; die Geistlichen wurden größtentheils wieder in ihre Aemter eingesetzt; die Behörde drückte ein Auge zu, und ließ die Patrioten schreien, das Landvolk beruhigte sich, und der Adel, an dem Beginnen des Streites verzweifelnd, hielt sich fern. So gab es ruhige Unterbrechungen bei den erbitterten Parteien. Die rohen, aber friedliebenden Arbeiter warteten, bis man sie auf's Aeußerste trieb. Der Schiffskapitain Michel de La Faugerais, Vicomte von Harbozec, hatte nicht Unrecht, wenn er das Project, das Landvolk zu bewaffnen, für Chimaire erklärte. Der Augenblick war noch nicht gekommen, wo jeder Pachthof freiwillig ein Kontingent contrerevolutionairer Soldaten stellte, und wo jedes Stück Landes sich in ein Festungswerk verwandelte. Mehr als je that Gebet noth; dies fühlten Alle recht wohl, und glühende Andacht herrschte bei der bretagnischen Bevölkerung. So ward auch diese Messe im Walde von Rosven mit großer Sammlung und Begeisterung gefeiert; jeder Einzelne fühlte die Macht des heiligen Gesanges tief in seinem Innersten. Gleich dem süßen Dufte des Weihrauches drang Aller Gebet zum Himmel empor.

Beim Eingange unserer Erzählung, die nichts Romantisches hat, — einige Eigennamen von Orten und Personen ausgenommen, denen wir falsche Namen unterlegen mußten, — hielten wir es für geeignet, einen allgemeinen Blick auf das Land zu werfen. Sodann glaubten wir die Sitten der Einwohner durch Erzählung einer einfachen Scene schildern zu müssen, welche ihre Sympathie, ihr gegenseitiges Zutrauen und ihre brüderliche Liebe zu einander in ein helles Licht stellte. Um endlich das Bild der Zeit und des Landes zu vollenden, mußten wir das Volk im Heiligthume, Angesichts seines Gottes darstellen. Dieses letztere Gemälde überstieg zwar unsere Kräfte, dennoch wagten wir es, eine Skizze davon zu entwerfen, in der Hoffnung, die Mängel der Darstellung werden durch die Schönheit des Gegenstandes verdeckt werden.

Wir wollen nun zwei Tage, während welcher die Familie noch das Glück, beisammen zu sein, genoß, stillschweigend übergehen. Allein der Urlaub der sieben Offiziere nahte sich seinem Ende, Herr von Kerfuntun hat geheimnißvolle Gründe, seine Wanderungen durch die Bretagne wieder anzutreten, und die Stunde der Trennung kommt immer näher.

Im Herrenhause und in den Pächterwohnungen, wo von jeher Freud' und Leid getheilt wurde, herrschte allgemein eine nur zu gegründete Furcht und Traurigkeit. Mi=

chel, der Milchbruder des alten Pächters, muß nach Brest abreisen; Ermel und der treue Alain Gavesio müssen zu ihrem Regimente zurück. Vier Pferde warten unten an der Treppe. Eine Menge Landvolk beiderlei Geschlechts ist in dem Hofe versammelt.

Es war ungefähr Ein Uhr Mittags. Im Herrenhause hatte man eben das letzte gemeinschaftliche Mahl eingenommen, und Madame Hilaire das übliche Tischgebet mit gerührter Stimme gesprochen. Da erhob das Haupt der Familie, auf Armand und Hilaire gestützt, sich von seinem Sitze, und lehnte sich an den großen Kamin, wo seine ehrwürdige Gefährtin saß.

„Michel, mein Sohn,“ sagte er, „und Du, Ermel, und auch Sie, Kersuntun, denn Sie betrachte ich ebenfalls als meinen Sohn, tretet näher.“

Die drei Edelleute traten vor. Die Frauen und Kinder, auch einige Domestiken, bildeten einen schweigenden Kreis. Armand und Hilaire standen zu beiden Seiten des Greises, der fortfuhr:

„Ich stehe an den Grenzen eines langen Lebens, während dessen ich mein Möglichstes gethan habe, meine Pflicht als Edelmann und Christ zu erfüllen. Ich habe stürmische Tage erlebt und grausame Proben bestanden, allein Euch stehen noch viel grausamere bevor, denn noch nie sah ich, wie gegenwärtig, den Geist des Teufels über den Geist Gottes herrschen, noch nie Altar und

Thron so gefährlich bedroht, die Gottlosen, auf ihre Kraft pochend, die Priester gezwungen, sich in Wäldern verborgen zu halten, und den Namen des Königs zu unbilligen Handlungen gemißbraucht."

Der Patriarch machte hier eine Pause; man hörte ihm mit frommer Andacht zu, als er in seiner Rede fortfuhr:

„Vergegenwärtigt Euch, meine Kinder, die glorreichen Beispiele Eurer Ahnen; folget keinem andern Führer, als Ehre und Gewissen. Niemals wird mein Auge Dich wieder erblicken, Michel, Gott behüte Dich in den Gefahren zur See, und schütze Dich vor der Wuth der Menschen! Mein Herz ist voll trüber Ahnungen, warum sollte ich dies Euch verbergen? Sollte meine Seele nicht betrübt sein, wo meine Kinder von mir scheiden, während ich schon mit einem Fuße im Grabe stehe? Und doch bin ich noch am wenigsten zu beklagen, denn ich hoffe, bald mit Denen, die im Himmel meiner warten, vereinigt zu werden. Ich verlange weiter nichts, als neben ihrer Asche zu ruhen. Allein Ihr, meine Kinder, seid beklagenswerth, die Zukunft birgt Gefahren für Euch, man wird Euch Schlingen legen ... Dann, ja dann denkt an meine Worte: sterbet als Soldaten oder als Märtyrer. Wanket niemals! Ermel, Du bist noch sehr jung ... An Dich wende ich mich besonders. Sei tapfer und stark, setze Dein Vertrauen auf Gott, und schlage Dein Leben nicht zu hoch

an. Es ist etwas Geringfügiges um das Leben. Ermel, vergiß nicht, wer Du bist und wer wir sind!"

Der junge Offizier vom Regimente Artois richtete sich stolz auf, sein Auge voll Feuer begegnete dem des Greises, den seine stumme Zusicherung entzückte.

„Gut! gut!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Was Sie betrifft, Kerfuntun, so will ich nicht nach Ihren Plänen fragen; ich glaube, daß sie Ihrer würdig sind, das ist genug! ... Sie haben meinem Enkel Ihre ältere Tochter gegeben: die andere vertrauen Sie meinen Kindern und Dienern an ... Sie sollen Beide gut aufgehoben sein. Von Ihnen nehme ich nicht auf ewig Abschied, allein Sie werden Gefahren zu bestehen haben ... Empfangen auch Sie meinen Segen."

Hier streckte der Patriarch von Rosven seine Hand aus, und sprach feierliche Worte. Alle Anwesenden waren tief gerührt, und sogar in den Augen des Greises sah man eine Thräne perlen. Michel von Kerbozec und sein Neffe Ermel knieeten nun vor der alten Schloßfrau nieder, der einzigen Person im Saale, welche sitzen geblieben war. Die arme Frau bemühte sich, den majestätischen Ernst ihres Gatten nachzuahmen; allein ihr Herz verrieth sie, und Thränen erstickten ihre schwache Stimme. Man sah wohl, daß sie schon seit längerer Zeit an die Abreise ihres Sohnes und Enkels dachte; sie hatte sich auf diesen Fall mit zwei kleinen von dem Bischofe geseg-

neten silbernen Kreuzchen versehen, der älteste Sohn Gavesio's hatte dieselben heimlich gekauft und segnen lassen.

„Kommt her," sagte sie, „lebet wohl!"

Sie umarmte Michel unter Thränen, während Ermel ihr die Hand küßte; sodann umarmte sie auch ihren Enkel; nachdem sich Beide wieder erhoben hatten, bezeugte sie durch eine Geberde das Verlangen, ihren Platz zu verlassen. Louise, Melite und Francesa sprangen ihr eilends bei. —

„Melite, Melite, ich will sie fortreiten sehen," sagte sie. Melite legte den Mantel und den Muff ihrer Großmutter zurecht.

„Hüllen Sie sich nur gut ein. Mein Gott, es ist so kalt," sagte die Enkelin, welche bemüht war, die Großmutter in den Stand zu setzen, daß sie dem eisigen Winde, der draußen wehte, trotzen könnte. Die gute Frau ließ sie gewähren, indem sie ihre Thränen zu unterdrücken suchte.

Armand wandte nur wenige Worte an seinen Sohn Ermel, der Urgroßvater hatte Alles gesagt, was zu sagen war.

Der Augenblick der Trennung war da. Thränen, brüderliche Küsse, die zärtlichsten Wünsche und Worte, Alles durch einander. Ermel näherte sich Francesa:

„Adieu, meine Schwester und Freundin, vergiß den

nicht, der Dir gern noch einen theureren Namen geben möchte.“

Francesa erröthete, ohne ein Wort zu sagen, allein sie bot dem jungen Offizier ihre Hand, die er an seine Lippen drückte. Louise stand neben ihrer Schwester und sagte:

„So Gott will, möge dieses sein.“

Ermel und Francesa warfen ihr Beide einen dankbaren Blick zu.

Bald war man auf der Treppe. Jean François wurde von Hilaire, die Urgroßmutter von Melite und Armand geführt. Schon seit mehreren Jahren war sie nicht mehr so weit über die Schwelle hinaus gekommen, allein trotz der kalten Witterung wollte sie die Abreise ihrer Kinder mit ansehen. Herr von Kerfuntun saß zuerst im Sattel, nachdem er zuvor seine beiden Töchter noch umarmt hatte. Michel riß sich aus den Armen seines Bruders los und setzte den Fuß in den Bügel. Ermel stieg zuletzt die Treppe herab, denn nur mit vieler Mühe hatte er sich den Liebkosungen des kleinen Jean und der übrigen Kinder entreißen können. Der vierte Reiter war Alain. Bemerkenswerth waren die Wörte des alten Pierre Gavesio an seinen Sohn:

„Bedenke wohl, mein Junge, daß Dein Vater Dir befiehlt, für ihn zu sterben, sobald man es von Dir verlangt.“

„Dies ist schon eine alte Regel, mein Vater," antwortete der Soldat und stieg zu Pferde.

Michel winkte Allen mit der Reitgerte noch ein Mal zu und rief:

„Es lebe der König!" und setzte seinem Pferde beide Sporen in die Seiten.

„Es lebe der König!" wiederholten die drei andern Reiter, sowie die Frauen und Kinder.

Als die Pferde in dem Walde verschwunden waren, ließen der gute Herr und die gute Frau sich wieder in das Zimmer zurückführen ... Allein war schon der Morgen in dem Herrenhause zu Rosven traurig gewesen, so war der Abend noch viel trauriger.

Jenseits der Haide Sans-Fin verließ Kerfuntun seine Gefährten und wandte sich dem Hochlande zu.

Nach dem Einbrechen der Nacht zogen der Vicomte, der Chevalier und Alain Gavesio langsam in der alten Stadt Vannes ein.

5.

Die Reise.

Der Vicomte von Kerbozek, Ermel de la Faugerais und Alain Gavesio hielten vor einer Herberge von bescheidenem Aussehen am Eingange in die Stadt. Hier trafen sie ihr Gepäck an, das sie am vorigen Tage auf einem Wagen hatten hierher bringen lassen; und hier ließen sie auch ihre Pferde stehen, die man am folgenden Tage abholte.

Vor Tagesanbruch ging ein Postwagen nach Brest, und einer nach Nantes ab; der Capitain benutzte den Ersteren, der Lieutenant vom Regimente Artois und sein treuer Voltigeur bestiegen den Letzteren. Der Abschied war kurz; ein Händedruck und einige herzliche Worte, das war Alles.

Ermel unterdrückte einen Seufzer, hüllte sich tiefer in seinen Mantel und versank in tiefe Gedanken, während

die schwerfällige Landkutsche, die ihn weiter brachte, langsam dahinfuhr.

Stunde, Landschaft, Jahreszeit, Alles harmonirte mit den Gedanken unseres jungen Reisenden. Die finstere Nacht, das magere Haideland und die naßkalte Witterung paßte vollkommen zu seiner gegenwärtigen Stimmung. Für ein betrübtes Herz sind lachende Bilder etwas Schmerzliches. Lichter Sonnenschein, lärmende Ausbrüche der Freude und fröhlicher Gesang taugen nicht für den, der voll Unruhe von all seinen Lieben scheidet. Am besten verläßt man die natürliche Wohnung an einem trüben, unfreundlichen Tage. Adieu, Rosven, Du Wiege meiner Väter; adieu, Bretagne, mein Vaterland; lebe wohl, mein edler Ahne, den ich nicht mehr zu sehen hoffen darf; lebe wohl, meine arme Großmutter, die über ihre Kinder weint; lebt wohl, alle meine Lieben! Dies waren die Gedanken Ermels, dabei drückte er das silberne Kreuzchen, das seine Großmutter ihm um den Hals gehängt hatte, fest an seine Brust. Nach und nach kam er in Gedanken an allen Mitgliedern seiner Familie herum, sowohl an denen, die fern, als auch an denen, die noch zu Hause, und vielleicht am meisten zu beklagen waren.

„Wie sollte," dachte er, „sein Oheim Michel nach Brest kommen?"

Der Weg dahin führte durch mehrere Städte, wo man ihn nothwendig als Marineofficier und Mitglied einer

der edlen Familien des Landes erkennen mußte. Bereits ertönte das gräßliche Ça ira auf den Straßen von Lorient und Quimber, bereits hatten die Patrioten, obgleich damals die scheusliche Benennung Sans-Culottes noch nicht erfunden war, schon mehrmals im Kleinen abscheuliche Thaten ausgeübt. In Brest selbst hatte die Hafenbehörde sich bedroht gesehen; man hatte daselbst Galgen in den Straßen herum getragen und sie vor den Hausthüren der angesehensten Männer aufgepflanzt. Nichts war dem Auswurfe der rebellischen Bevölkerung mehr heilig. Alte Officiere, die hundertmal von den feindlichen Kugeln verschont worden waren, wurden von erbärmlichen Vagabonden, die in ihren Gesinnungen mit den Bewohnern des Bagno harmonirten, beschimpft. Ermel, welcher seinen Oheim einer Schwäche unfähig wußte, war eben deshalb in großer Angst; noch mehr aber bei dem Gedanken an Kerfuntun, das active Mitglied einer geheimen Verbindung, deren Zweck leicht zu errathen war. Besonders aber war es e i n Umstand, der die Sehnsucht des jungen Lieutenants nach dem Herrenhause zu Rosven besonders rege machte: unter all den Lieben, die damals zurückgeblieben waren, gedachte er hauptsächlich der schönen Tochter des abenteuerlichen Verschworenen, Francesa, welche die Sorge für die alten Leute daselbst mit seinen Schwestern theilte, und mit diesen für sein Wohl betete. Die Traurigkeit Ermels verwandelte sich nach und nach in eine süße Weh-

muth. Denn gleichwie es auf's Erste kein ungetrübtes Glück giebt, so giebt es auch keinen Schmerz, der nicht durch einen tröstlichen Gedanken gelindert würde, — Erinnerung oder Hoffnung, — ein himmlisches Wesen, das die betrübte Seele erfrischt, ein göttlicher Strahl, der das Dunkel des Herzens durchdringt. Ueberdies ist in dem Alter, worin unser Reisender stand, die Einbildungskraft am stärksten. Kaum hatte man zwei Meilen gemacht, als Ermel über einer eingebildeten Zukunft die Gegenwart vergaß. Der König triumphirte über seine Feinde; die Religion ruhte wieder fest auf ihren Grundpfeilern, Friede herrschte in Frankreich; die weise Anwendung der Prinzipien von Freiheit und Gleichheit begründete das Glück der Nation, ohne daß die Provinz Bretagne auch nur das geringste ihrer Privilegien verloren hatte. Noch nicht genug. Kersuntun war zwar nicht ohne Gefahr, jedoch wohlbehalten und ruhmbedeckt auf seinen Edelsitz bei Lorient zurückgekehrt, wohin Artois soeben in Garnison gekommen war. Michel, zum Contre-Admiral erhoben, kommandirte im Hafen ...

Wir wollen es dem Leser überlassen, die Luftschlösser Ermels zu vollenden, den Alain eben aufmerksam betrachtete, denn die Sonne hatte sich endlich durch Schnee- und Nebelwolken Bahn gebrochen.

„Gott Lob!“ dachte der ehrliche Voltigeur, „nun schwindet doch endlich das verdammte Dunkel; jetzt wird

es wohl etwas zu plaudern geben. In der That richtete Ermel bald darauf einige Worte an seinen Reisegefährten, der ja ebenfalls Eltern, Freunde und sogar eine Verlobte zurückließ; allein der Soldat hatte die Zusage der Familie Gavesio erhalten. Ermels Traurigkeit hatte nach und nach abgenommen, und so konnte auch die seinige nicht länger dauern.

In den ersten Tagen trübte die heitere Stimmung des jungen Edelmannes sich manchmal; seine Stirn überzog oft plötzlich eine Wolke; da seufzte er und wandte sich ab. Der Diener hütete sich wohl, ihn in seinen Träumereien zu stören, und dachte ebenfalls an den Wald von Rosven, an den Pachthof, und an die braune Jeannette, die Tochter Jean du Gavr's, die ihm über seine Voltigeuruniform schöne Dinge gesagt hatte.

Die übrigen Reisenden in der Landkutsche knüpften ein lebhaftes Gespräch über Politik an; Ermel mischte sich nicht darein, obgleich gewisse revolutionaire Glaubensbekenntnisse ihn tief kränkten; allein, gerade diese mahnten ihn an seinen Vorsatz, vorsichtig zu sein, trotz der Heftigkeit seines Charakters mäßigte er sich und hörte bald nichts mehr von dem, was im Wagen gesprochen wurde. Anderthalb Jahre später hätte sein Stillschweigen ihn compromittirt; im gegenwärtigen Augenblicke konnte er nichts Besseres thun als schweigen.

Durch Nantes kamen Ermel und Alain unentdeckt;

ihre Pässe waren in Ordnung. Bald fand sich eine Gelegenheit, nach dem Süden zu reisen, die sie benutzten.

In Poitou wie in der Bretagne war die Bevölkerung in den Städten unruhig, und interessirte sich für die Revolution; das Landvolk war immer noch geduldig und gab die gewaltsame Einsetzung der beeidigten Geistlichen in die ihrer rechtmäßigen Hirten beraubten Stellen zu. Ermel de la Faugerais war es nicht möglich, die herrschende Stimmung genau zu beobachten: die Wagen, worin er reis'te, hielten immer blos in Städten, wo man Abends spät ankam und Morgens früh wieder abfuhr. Indeß mußte er, aus Mangel an Gelegenheit, weiter zu kommen, sich zu Niort einige Stunden aufhalten. Ermel ging zu seiner Unterhaltung in den Straßen spazieren, da hörte er sich plötzlich beim Namen nennen.

„Bei Gott, ein glückliches Zusammentreffen, mein lieber La Faugerais!" rief ein junger Mann, ebenfalls in der Uniform von Artois.

„Wirst Du in diesem Wagen abfahren?"

„Freilich, mein Urlaub geht in acht Tagen zu Ende, und ich muß bis dahin wieder beim Regimente sein."

„In diesem Falle reisen wir zusammen, mein lieber Montreuil."

„Natürlich."

„Wir sind nicht allein, ich habe meinen braven Gavesio bei mir."

„Fürwahr, ich bin ein Sonntagskind! Noch gestern war ich entschlossen, über Poitiers zu reisen; wie gut, daß ich meinen Plan änderte! Es lebe Artois! Mein Lieber, wenn uns irgend etwas Unangenehmes in die Quere kommt, so soll man sehen, mit wem man es zu thun hat."

Alles dieses ward in einem Nu gesprochen, während Beide einander die Hände herzlich drückten. Der Chevalier von Montreuil, Kollege und Kamerad Ermels, kam soeben von seiner Familie her, die in einem nahen Schlosse wohnten.

„In meinem Hause war man besorgt, La Faugerais, denke Dir nur, man wollte mich nicht fort lassen. Allein mir geht der Dienst über Alles; ich sagte ihnen, sie möchten sich beruhigen, und so kam ich fort. Es lebe der König! Zum Teufel mit den Rothmützen! Es ist nur Schade, daß der König mich nicht in seinem Rathe hat."

Die beiden Lieutenants sprachen laut, ohne sich darum zu kümmern, ob man sie hörte oder nicht.

„Ich wollte Dir diese schurkischen Advocaten, die so schmählich mit uns verfahren, zu Paaren treiben. Würde ich nur mit einer Compagnie von Artois dazu kommandirt. Ich ließe ihnen bei Gott nur die Wahl zwischen Thür und Fenster."

„Und die Föderation und der Bürgereid?" lachte Ermel.

„Ei, darum würde ich mich wohl kümmern!"

„Und Mirabeau?"

„Ein Schurke! Geh' mir mit solchen Leuten."

Bereits rottete sich eine Schaar Neugieriger in der Nähe der beiden Officiere zusammen, die Nichts davon merkten. Glücklicher Weise kam Alain mit der Nachricht, daß der Wagen bereit sei. Sie stiegen ein. Man hörte ein Zischen und Hohngelächter.

„Nieder mit den Aristokraten!" rief eine Stimme.

„Nun, nun! Ihr Herren, soll ich aussteigen?" fragte Montreuil, und sah zum Schlage hinaus.

Ein Hagel von Steinen flog ihm entgegen. Montreuil wollte aus dem Wagen heraushüpfen, allein Ermel hielt ihn zurück. Gavesio rief:

„Fahr' zu, Kutscher!"

„He, Bürger!" schrie ein dicker Herr im Wagen, „hier sind lauter Aristokraten. Es lebe die Konstitution!"

Alain stieß den Kutscher, dieser hieb auf seine Pferde; Montreuil warf dem Freunde der Konstitution einen verächtlichen Blick zu, den aber dieser nicht zu bemerken schien. Hierauf setzten die beiden Lieutenants ihre Unterhaltung fort, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre.

Es waren im Ganzen sechs Personen im Wagen: eine arme Bauersfrau, die der Schrecken beinahe tödtete, und ein Gefährte des dicken Patrioten, gleich diesem ein Bewunderer der Sieger der Bastille; allein die beiden Officiere bildeten eine so imponirende Majorität, daß die

Freunde der Freiheit sich zu ihrem Verdrusse gezwungen sahen, Alles ruhig mit anzuhören, was den jungen Leuten über die Revolution und ihre Anhänger vorzubringen beliebte. —

Bei der Ankunft zu Saintes beschlossen Ermel und sein Kamerad, ihre glückliche Wiedervereinigung durch ein kleines Mahl auf ihrem gemeinschaftlichen Zimmer im Gasthofe zum Mohren zu feiern. Die beiden Patrioten rannten gleich dem Klubb zu, und es verging keine halbe Stunde, so war das Gasthaus schon von einer zahlreichen Menschenmenge umringt, die ihr Ça ira sangen.

„Vortrefflich!“ sagte Montreuil lachend; „wir sind eben mit dem Essen fertig, wie wär's, wenn wir ein Stückchen spielten? Du spielst, glaub' ich doch, Violine?“

„Alain, meine Violine!“ sagte Ermel.

„Ich blase mein Horn. Das giebt einen Hauptspaß.“ —

Bald waren die Instrumente gestimmt, Ermel gab den Ton an, und sie präludirten ganz piano.

„Ça ira, ça ira!“ blies der Hornist.

„Ça ira, ça ira!“ wiederholte die Violine.

„Presto! Forte! Zusammen!“ sagte Ermel.

Die Lieutenants hatten sich absichtlich so stark einheizen lassen, daß man nothwendig ein Fenster öffnen mußte. Als die empörte Menge den Ton der Instrumente vernahm, so entstand eine plötzliche Stille unter

derselben. Allein nach einigen Wiederholungen begannen die beiden Freunde zu spielen: Ça n'durera pas toujours, (dies wird nicht so ewig währen), eine damals bei den Aristokraten sehr beliebte Weise.

„Hört, hört! Stille!" sagte der dicke Patriot zu dem Volke.

Das Ça ira wurde von Violine und Horn lebhaft wiederholt, sodann kam aber wieder der aristokratische Refrain unter schallendem Gelächter der beiden Unbesonnenen. Als sie vor Lachen weiter machen konnten, begannen sie ihr Spiel auf's Neue.

„Hört Ihr, hört Ihr!" riefen die Patrioten vom Wagen.

Das aufgehetzte Volk stürzte in Masse auf die Thür des Gasthofs zu und brüllte:

„Nieder mit den Aristokraten! An den Laternenpfahl mit ihnen!"

Ermel und Montreuil glaubten nicht, daß man sie höre; allein bei dem wüthenden Geschrei der Menge hielten sie inne. In demselben Augenblicke stürzte die Wirthin todtenblaß und an allen Gliedern zitternd in's Zimmer:

„Ach Gott, meine Herren, was stellen Sie an? ... Wollen Sie, daß mein Haus ausgeplündert werde?"

„Tod! Tod den Aristokraten!" wiederholte die wüthende Menge.

Alain hatte eben das Fenster geschlossen.

„Darf man denn nicht einmal mehr auf seinem Zimmer Musik machen?“ sagte Montreuil und setzte sein Horn wieder in Stand.

Ein fürchterlicher Lärm, der von eingeworfenen Scheiben und heftigen Schlägen gegen die Hausthür herkam, erregte im Wirthshause zum Mohren allgemeines Entsetzen.

„Ach, was haben Sie angestellt, meine Herren?“ sagte die Wirthin im Tone der Verzweiflung.

6.

Die Lage der beiden Lieutenants war sehr kritisch; die Patrioten, welche den Weg von Niort nach Poitiers mit ihnen gemacht hatten, wiegelten das Volk auf, das Geschrei und der Lärm wurde immer größer.

„Madame," sagte Ermel zur Wirthin, „haben Sie unsere Zeche gemacht?"

„Ach Gott, meine Herren! ... wovon sprechen Sie? Was ist zu thun? ach Gott!"

„Mein Freund," sagte Montreuil, „wir wollen ungefähr so viel bezahlen, als die Zeche etwa ausmachen kann und uns in Vertheidigungsstand setzen."

Der Besitzer des Gasthauses kam gerade dazu, als die beiden Officiere ihre Pistolen auspackten, die Alain sogleich lud.

„Meine Herren," sagte er, „ich bitte Sie um Gottes willen, führen Sie doch meinen Untergang nicht herbei,

ich habe soeben nach einem Polizeibeamten geschickt, der mein Freund ist, Sie können in Begleitung einiger Gensd'armen durch die Hinterthür entkommen.“

„Das heißt, mein lieber Herr, Sie wollen uns arretiren lassen.“

„Wir müßten uns in der That Vorwürfe machen,“ bemerkte Ermel, „wenn wir an der Ausplünderung des Hauses Schuld wären.“

„Sie werden gerettet werden,“ entgegnete der Gastgeber; „wenn Sie sich hier umbringen lassen, was haben Sie davon? Ich will den Royalisten nichts Böses nachsagen, meine Herren; allein beharren Sie nicht länger auf Ihrem Widerstande.“

Die Wirthin warf sich den jungen Männern zu Füßen, und bat sie flehentlich, doch nachzugeben.

„Ich hätte diesen Schuften doch gerne gezeigt, wie zwei Officiere von Artois sich zu schlagen verstehen,“ begann Montreuil wieder.

„Herr Ermel, ich werde mich, wenn es sein muß, in Stücke hauen lassen; allein ich meine, es wäre doch besser, wenn wir gingen.“

Die Officiere gaben endlich, wiewohl ungern, nach, und ließen sich die Hinterthür zeigen, wo eben der Polizeibeamte mit einigen Gensd'armen ankam. Kaum hatten sie, den Degen an der Seite und die Pistole in der Hand,

das Haus verlassen, als die vordere Thür eingeschlagen wurde. —

„Wo sind sie, wo sind sie?“ schrieen die Patrioten.

„Sie sind in den Händen der Gerechtigkeit ... sie wurden arretirt,“ rief der Wirth der eindringenden Volksmasse entgegen. „Seht nur jene Gensd'armen dort!“

Diese sahen in der That auf der andern Seite des Platzes eine Abtheilung der Polizeiwache, die Ermel, Montreuil und Alain nach dem Stadthause führten.

„Nieder mit den Aristokraten! nieder mit den Adligen, den Feinden der Freiheit!“ riefen mehrere Gassenjungen, die der Wirth aus dem Hause jagte. Zugleich liefen die Gensd'armen nach und die ganze Menge hinter ihnen her. Das eben noch belagerte Gasthaus wurde verlassen und das Volk eilte in Masse dem Stadthause zu. Allein die Agenten der Behörde hatten einen ziemlichen Vorsprung, und diesem Umstande hatten die beiden Officiere und ihr Diener es zu verdanken, daß sie bereits in Sicherheit waren, als die Klubbisten ankamen. Die Wache war in's Gewehr getreten und schaffte Ruhe.

Es war schon spät. Die klügsten unter den Aufrührern zogen sich zurück; allein die beiden Patrioten, die das Volk aufgehetzt hatten, zeigten sich am hartnäckigsten.

„Wir wollen hinein und gegen die Aristokraten Zeugniß ablegen!“ riefen sie.

Indessen waren Ermel und Montreuil im Verhör.

Ihre Papiere wollten sie zwar zeigen, allein sie bestanden auch darauf, ihre Reise fortsetzen zu dürfen. Zum guten Glücke war der Polizeibeamte kein exaltirter Revolutionair; statt seine Amtsgewalt zu mißbrauchen, suchte er den gereizten Montreuil, der immer zu Gewaltstreichen aufgelegt war, zu besänftigen.

„Meine Herren," sagte er zu den Officieren, „es ist meine Pflicht, einem Streite vorzubeugen; gedulden Sie sich, ich bitte Sie darum!"

„Wir wissen das militairische Ansehen zu schützen," bemerkte Ermel, „und haben blos in der Absicht, unseren Gastwirth vor der Wuth der Schufte zu schützen, eingewilligt, Ihnen zu folgen."

„Ich bemerkte Ihre Mäßigung wohl," erwiderte der Beamte, „verlassen Sie sich nur ganz auf mich und seien Sie ohne Sorgen."

Das gefällige und artige Benehmen des Beamten brachte eine Wirkung hervor, welche gewaltsamer Weise sich nicht hätte erzwingen lassen; selbst Montreuil beruhigte sich.

Nun ließ man die beiden Patrioten hereinkommen; der Beamte trat auf den Balkon und ermahnte die Bürger, auseinanderzugehen, indem er sagte, die Schuldigen würden gestraft werden.

„Diese Aristokraten haben zu Niort abscheuliche Sachen

gemacht," rief der Dicke, „um ein Haar wären wir ihretwegen gesteinigt worden."

„Und auf dem ganzen Wege," fuhr der Andere fort, „haben sie auf die Konstitution geschimpft!"

Der Beamte ließ die Officiere in ein anstoßendes Gemach treten, nahm eine wichtige Miene an, versprach, ihnen ihr Recht widerfahren zu lassen, und that, als ob er die Erbitterung der beiden Revolutionsmänner theilte, die eigentlich verdient hätten, als Ruhestörer arretirt und abgestraft zu werden.

Um Mitternacht reis'ten Ermel und Montreuil in einem besonders für sie bestellten Wagen weiter, nnd am folgenden Tage breitete man das Gerücht aus, sie würden durch die Polizei zu ihrem Regimente transportirt. So hatte ihr tolles Treiben, Dank der Vorsicht des Gastgebers und der Klugheit des Beamten, keine Folgen von Bedeutung; allein zur gleichen Zeit führten ähnliche, lange nicht so unbesonnene Handlungen zu weit traurigeren Auftritten.

Die Edelleute, besonders die beim Militair, hielten es für eine Art Ehrenpunkt, den revolutionairen Vorurtheilen schroff entgegen zu treten. In allen Garnisonsstädten kamen ähnliche Scenen, wie die oben erzählte, vor. Der Haß des Volkes, der fortwährend geschürt wurde, trat überall so stark hervor, daß die Existenz der Officiere bald unerträglich wurde. Ueberdies bearbeiteten die Aufrührer die Soldaten, und besonders die Unterofficiere

auf's Eifrigste, so daß die Beispiele von Insubordination sehr häufig wurden. Ferner waren die politischen Neuigkeiten von der Art, daß der Theil des Adels, der noch bei den Fahnen präsent war, nothwendig allen Muth verlieren mußte. Es entstand ein heißer Kampf. Bei den ersten Lebenszeichen der Revolution antworteten diejenigen, welche man mit dem Namen Aristokraten belegte, mit Sarkasmen und Verachtung, sie machten sich Nichts daraus, den Streit sogar noch anzuschüren; allein sie mußten ihren Mißgriff furchtbar büßen. Ihre höhnische Verachtung wurde als Verbrechen bestraft, in Strömen floß ihr Blut auf dem Schaffot.

Durch ihr unglückliches Abenteuer zu Poitiers gewitzigt, kamen Ermel und Montreuil ohne einen weiteren Unfall zu Pau an. Hier fanden sie ihr Regiment in einem Zustande completer Desorganisation. Allein sie waren davon schon vorher unterrichtet, sie hatten einige öffentliche Blätter zu Gesichte bekommen, deren Inhalt sie zu dem Entschlusse bestimmt hatte, sich nicht eher zu zeigen, als bis sie über den Zustand ihres Corps vollkommene Gewißheit hätten. Alain ward auf Kundschaft ausgeschickt. Es wurde ihm leicht, zu erfahren, daß der größte Theil der Officiere ihre Entlassung genommen habe und über die Grenze gegangen sei; daß aber gerade der Voltigeur-Kapitain, den Ermel besonders hoch schätzte, sich noch in der Stadt befinde. Dieser Kapitain hieß d'Amblemont,

und war ein rechtlicher, von seinen Kameraden allgemein geachteter Mann, von energischem Charakter, mit einem Worte, ein Mann, der ganz dazu geeignet war, vollkommenes Vertrauen einzuflößen. Die beiden Lieutenants beschlossen, beim Einbruche der Nacht sich ihm vorzustellen. Alain begleitete sie, denn der Voltigeur hatte sich nach seinem jungen Herrn gerichtet, und war ebenfalls nicht in die Kaserne zurückgekehrt. Es schlug gerade zehn Uhr, als sie an der Thür des alten Officiers anpochten.

„Wer ist draußen?“ fragte dieser, ohne zu öffnen.

„Gut Freund: Ihr Lieutenant La Faugerais und Montreuil, die aus Urlaub einrücken.“

„Sie sind allein?“

„Wir haben Niemanden, als Alain Gavesio bei uns.“

„So warten Sie nur einen Augenblick.“

Man hörte ein leichtes Geräusch innen im Hause; kurz darauf öffnete Kapitain d'Amblemont. Ermel bedeutete Alain, außen zu warten. Der Kapitain bezeigte den jungen Officieren seine Freude, sie wieder zu sehen; indeß war leicht zu merken, daß es sich um ganz andere Dinge, als höfliche Gemeinplätze, handle. Es war schon vorher ausgemacht, daß Ermel die Unterredung einleiten sollte. —

„Kapitain,“ begann er, „wir wären nicht zu einer solchen Stunde gekommen, wenn wir bei unserem Besuche

blos den Zweck, uns zu melden, hätten, in diesem Falle hätten wir bis Morgen gewartet."

D'Amblemont sah die beiden Lieutenants forschend an und kreuzte die Arme über die Brust.

„Je mehr wir uns Pau näherten," fuhr Ermel fort, „desto beunruhigender wurden von Tag zu Tag die Nachrichten. Gestern sagte man uns, Artois sei beinahe aufgelös't, die höheren Officiere hätten das Corps verlassen, und in den Reihen unserer Soldaten sei auch die letzte Spur von Disciplin verschwunden."

Ermel machte eine Pause, wie wenn er eine Antwort erwartete; allein der Kapitain runzelte die Augenbrauen und sagte ganz kurz:

„Und nun?"

„Nun," erwiderte Ermel, „wenn die Sache sich so verhält, so wollen wir Sie um einen Rath bitten."

„Wir wollen sehen," sagte der Kapitain.

„Sollen wir beim Corps bleiben oder den Dienst verlassen; sollen wir es versuchen, zu den Unsrigen zurückzukehren, oder auswandern, wie es schon so viele unserer Kollegen gemacht haben?"

„Meine Herren, die Frage, die Sie da an mich richten, ist sehr wichtig; es kommt mir nicht zu, eine entscheidende Antwort darauf zu geben. Der beste Leitstern eines Edelmanns muß sein Gewissen sein. Thun Sie, was Sie für Ihre Pflicht halten."

„Zu jeder anderen Zeit," rief Montreuil, „wäre unsere Wahl schon getroffen, allein in den gegenwärtigen Umständen sind wir ganz unentschlossen. Bleiben wir beim Regimente, so werden, wie man sagt, die Soldaten unsere Autorität nicht mehr anerkennen; wir risquiren, gezwungener Weise an revolutionairen Akten Antheil nehmen zu müssen; der König ist nicht mehr Meister, und, kurz heraus, ich bin fest entschlossen, seinen Unterdrückern nicht mehr zu dienen."

„Ich halte es für eine Unmöglichkeit, zu meiner Familie zurückzukehren," fügte Ermel hinzu; „wir kamen ja mit unseren Pässen kaum bis hierher."

„Das heißt, meine Herren, Sie sind gesonnen, auszuwandern."

„Ja, Kapitain," antworteten Beide zugleich; „und deshalb wollen wir eben Ihren Rath einholen."

Kapitain d'Amblemont senkte sein Haupt auf die Brust, schloß die Augen und blieb einige Augenblicke in dieser nachdenkenden Stellung. Die beiden Lieutenants wagten es nicht, ihn in seinen Betrachtungen zu stören, sondern warfen einander blos verstohlene Blicke zu.

„Mein Gott!" rief er endlich aus, „sollte ich die Verantwortlichkeit für ihr Benehmen auf mich nehmen müssen?"

Er ging einige Male mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Allein Sie stehen ja noch in Diensten!“ rief er.

„Wir sind bereit, Ihnen unsere Entlassung einzureichen.“

„Wissen Sie aber auch, daß Sie, einmal über die Grenze, als Vaterlandsverräther angesehen würden?“

„Freilich weiß ich das, Kapitain,“ rief Ermel; „ich weiß, daß die Religion verfolgt wird, daß der König in Gefahr ist, und daß der Adel von der gereizten Volksmasse bedroht wird. Sähen wir nur eine Möglichkeit ab, nach Hause zurückzukehren, und daselbst die gerechte Sache bis zum letzten Hauche zu vertheidigen, so wollten wir dies ja gern thun; allein der Weg dahin ist uns versperrt: der Mittelpunkt des Widerstandes ist jenseits des Rheins, seit die Fürsten Savoyen verlassen haben. ... Wohlan! wir wollen uns mit ihnen vereinigen. Ich glaube, wenn wir so handeln, begehen wir an dem Vaterlande nicht nur keinen Verrath, sondern leisten demselben vielmehr noch einen Dienst!“

„Ihr Entschluß war also bereits gefaßt, ehe Sie zu mir kamen?“ fragte der Kapitain.

„Nein,“ erwiderte Ermel, „wir standen noch im Zweifel, allein Ihr Stillschweigen hat uns bewiesen, daß man bei Vertheidigung der Monarchie auf Artois nicht zählen darf. ... Unsere Pflicht aber ist es, uns an Diejenigen anzuschließen, welche dieselbe wiederherstellen und Frankreich Religion und Ehre wiedergeben wollen!“

„Wohl gesprochen!“ rief Montreuil aus. „In Ansehung der dringenden Umstände will ich also meine Lieutenantsstelle in Ihre Hände niedergelegt haben, ich wandere aus!“ —

„Schreiben Sie dieses nieder,“ sagte der Kapitain. „Ihre Entlassung muß schriftlich eingegeben werden.“

„Wozu denn? Wir laufen noch als Lieutenants in der Liste, und bis wir lange die Antwort des Ministers abwarten, da hilft das Schreiben nicht viel.“

„Ganz nach Belieben,“ sagte d'Amblemont.

„Nun adieu, Kapitain!“ riefen beide Lieutenants.

„Warten Sie noch ein wenig,“ sagte er, „und lesen Sie dieses da.“

Ermel las von einem Blatt Papier, das d'Amblemont ihm überreichte, folgende Worte laut vor:

„In Betracht dessen, daß keine höhere Militairbehörde anwesend ist, der ich meine Entlassung einreichen könnte, übersende ich diese hiermit Herrn X**, Kapitain im Regimente Artois, der dieselbe gefälligst an das Kriegsministerium gelangen lassen wolle.“

Diesem Sendschreiben war ein Entlassungsschein in aller Form beigelegt.

„Ich machte die Sache so militairisch als möglich,“ sagte der alte Officier. „Als Sie kamen, war ich eben mit Einpacken fertig geworden und verbarg meinen Mantelsack, ehe ich öffnete. Ich gehe noch in dieser Nacht ab;

ich besorgte vorher noch alle Angelegenheiten in der Garnison, deren Kommandant ich in Abwesenheit aller höhern Officiere war. Hier sind die Briefe, die meine Hauswirthin morgen finden und an ihre betreffenden Adressen befördern wird. Hier ist ihre Rechnung. Ich bin fertig. In diesem Augenblicke erwarte ich einen sichern Führer, der mir ein Maulthier bringt. Wollen Sie nicht diese Gelegenheit benutzen?"

Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen.

Eine Stunde später waren die drei Officiere mit dem treuen Alain Gavesio, der seinen Herrn nicht verlassen wollte, und einem biskayischen Maulthiertreiber auf dem Wege nach der spanischen Grenze. Die kleine Reisegesellschaft war wohl bewaffnet, und fest entschlossen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren; der Führer versicherte indeß, er wolle sie auf abgelegene Wege führen, wo man weder von Seiten der Patrioten noch von der Maréchaussée etwas zu befürchten hätte.

7.

Der Weg in das Exil.

Schweigend zogen die Flüchtlinge dahin. Trotzdem, daß es spät in der Nacht war, waren sie doch nicht ganz sicher, ob sie nicht einer Abtheilung der Maréchaussée begegneten, welche die Runde um die Stadt machte. Auch hatte der Führer kein Geheimniß daraus gemacht, daß die Reise im Anfange mit Gefahren verbunden sein würde, und er für nichts stehen könne, ehe man auf dem Punkte angekommen sei, wo der Weg sich in's Gebirge hineinziehe.

„Dort," sagte er, „sejen überall Engwege, wo fünf entschlossene Männer dem Angriffe einer ganzen Schwadron trotzen könnten."

„Möge Gott es verhüten," murmelte der Kapitain zwischen den Zähnen, „daß es so weit komme. Allein jedenfalls, meine Herren, zähle ich auf Sie."

„Man ergiebt sich nicht. Dies ist ausgemacht!“ sagte Ermel.

„Ein Karabiner, ein Paar Pistolen und ein gutes Schwert!“ setzte Montreuil hinzu, „ich schwöre, sie sollen mich nicht lebendig bekommen.“

Alain schlug muthig an seinen Flintenkolben. Der biskayische Maulthiertreiber schnalzte mit der Zunge, um sein Maulthier, welches das Gepäcke der Reisenden trug, zu schnellerem Gange aufzumuntern.

„Nur keinen unnöthigen Streit, ihr Herren Kavaliere,“ sagte er eine Weile nachher. „Vertrauen Sie einem alten Schleichhändler, und folgen Sie nur mir, wenn wir überfallen werden sollten.“

„Wir gehorchen dem Kapitain,“ sagten Ermel und Montreuil.

„Und ich,“ entgegnete d'Amblemont, „werde mich nach Dir richten.“

Alain ging hinter dem Maulthiertreiber her, der mit seinem Saumthiere voranging; sodann kam d'Amblemont und die beiden Lieutenants. Keiner sprach mehr ein Wort; selbst Montreuil war ernst geworden und dachte mit Schmerz daran, daß er durch sein Beginnen Familie und Vaterland verscherze.

Ermel versank in dieselben Gedanken, die ihn bei seiner Abreise von Vannes so traurig gestimmt hatten; der bretagnische Soldat dagegen hatte ein wachsames

Auge auf Alles, was im Augenblicke vorging. Er horchte behutsam auf das kleinste Geräusch, und suchte die Dunkelheit, die ringsum herrschte, mit seinen Blicken zu durchdringen. Auf einmal glaubte er und der Maulthiertreiber in der Ferne ein Geräusch zu vernehmen.

„Bst!“ flüsterte der Baske.

„Halt!“ sagte Alain in demselben Augenblicke.

„Hierher, nur nicht gemucks't,“ setzte der Führer hinzu, und wies die Reisenden hinter ein dichtes Gebüsch. Der Kapitain ging voran, seine Gefährten folgten. —

„Setzen wir unsere Gewehre in Stand und warten das Weitere ab.“ ...

Kaum hatten die vier Krieger sich hinter dem Gestrüppe verborgen, als sie den Ton der Schellen, die der Biskayer in der Eile seinem Maulthiere anhängte, vernahmen, während dieser in unangenehmer, näselnder Stimme ein langes, baskisches Lied herleierte.

„Wenn dieser Bursche uns verräth,“ sagte Montreuil, „so soll meine erste Kugel ihn treffen.“

„Vielleicht hat er die Absicht, uns zu bestehlen,“ meinte Ermel.

„Das mag er bleiben lassen,“ dachte Alain.

„Ruhig, meine Herren!“ kommandirte der Kapitain, „hören Sie! ein Geräusch ...“

Dieses kam immer näher; der Maulthiertreiber sang

aus voller Kehle weiter, ohne sein Maulthier anzutreiben; allein als die Abtheilung Kavallerie sichtbar wurde, brachte er sein Thier in einen Reiseschritt.

„Wer da?“ rief eine Stimme.

„Amigo!“ war die Antwort des Biskayers.

„Vorwärts! gieb Dich zu erkennen.“

Der alte Schleichhändler gehorchte diesem Befehle ganz ruhig.

„Wer bist Du? woher kommst Du? wohin gehst Du?“ fragte in gebieterischem Tone der Brigadier, der die Abtheilung berittener Gensd'armen commandirte.

„Ich bin Antonio Muriz y Bayen; ich komme von Pau und gehe nach Tolosa,“ sagte der Maulthiertreiber in einem Jargon aus baskischer, spanischer und französischer Sprache.

„Und was hast Du bei Dir?“

„Französische Contrebande, Signore.“

Die Edelleute geriethen über die Kaltblütigkeit ihres Führers, der lachend auf die Fragen des Gensd'armen antwortete, in Erstaunen.

„Aber ist es auch ganz gewiß keine spanische Contrebande? Du gehst nach Pau, alter Schelm, und hast wahrscheinlich umgekehrt, da Du uns kommen hörtest.“

„Sie können ja visitiren,“ sagte der Maulthiertreiber ruhig, und that, als wollte er eine Cigarre anzünden. „Ich kann unterdessen ein paar Züge rau-

chen ... In diesem großen Packet da ist Tuch, und in diesem Musselin."

„Schon gut! ... Du bist ein frecher Bursche."

„Ist Ihnen nicht ein gutes Schlückchen französischen Liqueurs gefällig, Herr Soldat!" sagte der Maulthiertreiber, und reichte dem Gensd'armen seine Reiseflasche.

„Bei dieser Kälte ist dies nicht zu verachten."

Der Reiter trank, kümmerte sich nicht weiter um das Gepäck des Schleichhändlers, und wünschte ihm, er möchte den spanischen Douaniers entgehen.

„Ja, diese mögen sich in Acht nehmen," rief der Baske. „Antonio Muriz versteht, Gott Lob, sein Gewerbe. Wünsch' Glück, ihr Herren!"

Die Reiter kamen hart an dem Verstecke der vier Flüchtlinge vorbei. Antonio Muriz setzte seinen Weg in der entgegengesetzten Richtung fort, und weithin ertönten die Schellen seines Maulthieres.

Alain kroch bis an die Straße vor.

„Man sieht sie nicht mehr," sagte er.

In fünf Minuten war Kapitain d'Amblemont und seine Gefährten wieder bei ihrem Führer; dieser nahm die Schellen vom Halse seines Thieres ab, ließ die Heerstraße rechts liegen, bog in einen steinigten Weg ein, und sagte:

„So, hier sind wir zu Hause, ihr Herren."

Man war indeß kaum zwei Meilen von Pau weg,

und hatte, wenn man den kürzesten Weg einschlug, noch an die fünfzehn Meilen durch eine felsige Gegend auf abscheulichen Wegen zu machen, die blos einem Gauner bekannt sein konnten. Der Maulthiertreiber, der soeben eine so große Kühnheit bewiesen hatte, knüpfte nun eine Unterredung mit Alain an. Auch die Offiziere brachen ihr Stillschweigen.

„Fürwahr,“ sagte Montreuil, „ich bin stark der Meinung des guten Aesop, der auf die Frage, wohin er gehe, zur Antwort gab: „Ich weiß es nicht.“ Noch gestern dachte ich nicht daran, daß ich nach Spanien gehen würde.“

„Wir sind noch nicht dort,“ bemerkte der Kapitain traurig.

„Was mich betrifft,“ sagte Ermel, „so habe ich nunmehr volles Vertrauen auf unsern Führer. Das ist ein gewandter Bursche, der uns gewiß in den rechten Hafen bringen wird.“

„Glauben Sie nur, meine Freunde,“ entgegnete der Kapitain, „daß ich zum Voraus wußte, an wen ich mich wandte. Ich kenne Antonio Muriz schon lange.“

„Wie kamen Sie zu seiner Bekanntschaft?“ fragten die beiden Lieutenants.

„Vor etwa vier Monaten, Sie waren Beide noch in Urlaub, kam ich mit dem Regimente nach Pau. Es war mir damals nicht wenig bange, denn ich sah voraus,

daß es so weit kommen würde, als es nun wirklich gekommen ist. Nach und nach verließ uns der Oberste und der größte Theil der Offiziere: die Einen gingen nach Paris, die Anderen wanderten aus; deshalb beschloß ich, mir in dem Gebirge Verbindungen zu sichern, jedoch mit aller möglichen Vorsicht, wie Sie sehen werden. Unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, durchstreifte ich die ganze Gegend und wagte mich ohne Begleitung in all' die Wälder und Schluchten, durch die wir eben kommen. Ich begegnete mancher Galgenphysiognomie, und kam einige Male in den Fall, mich vertheidigen zu müssen. Allein da ich äußerst einfach gekleidet und überdies nicht leicht einzuschüchtern war, so wagten die Banditen es nicht, mir zu nahe auf den Leib zu kommen. Ich hörte freilich manchmal eine Kugel an meinen Ohren vorbeipfeifen, und ein anderer hätte vielleicht bei diesen eben nicht freundschaftlichen Demonstrationen alle Lust für Weiteres verloren; allein ich blieb fest bei meinem Entschlusse und setzte meine Exkursionen fort. Ich besuchte nach und nach die allerabgelegensten Passagen, und kehrte oft in einzeln stehende Hütten ein; so ward ich bald bekannt; ich lernte auch ein wenig baskisch, und machte mich oft gefließentlich an verdächtig aussehende Leute, um mit ihnen zu plaudern. Eines Tages hörte ich auf einmal Flintenschüsse; ich ging dem Schalle nach und traf unsere Douaniers im Gefechte mit einer Truppe

Schleichhändler; diese Letzteren hatten bereits den Kürzeren gezogen, als ich erschien.

„Antonio," unser gegenwärtiger Führer, war gefangen und sehr schwer verwundet; man wollte ihn nach Pau bringen, wo er unfehlbar dem Gerichte anheim gefallen und verurtheilt worden wäre. Ich gab mich als Kommandanten der Garnison zu erkennen, trat in's Mittel, und bewog die Douaniers sowohl durch Zureden als durch andere, noch wirksamere Mittel, den Gefangenen freizugeben, der mir das feierliche Versprechen leistete, den Schleichhandel aufzugeben. Ich brachte ihn nun nach einer nahe gelegenen Hütte, und untersuchte seine Wunden. Ein alter Soldat kann wenigstens mit dem Anlegen des rechten Verbandes umgehen. Am andern Tage nahm ich unsern Regiments-Adjutanten mit, und nach drei Tagen ging ich wieder in die Hütte, wo ich dafür sorgte, daß man meinem Schützlinge nichts abgehen ließ.

„Nun hatte ich meinen Mann gefunden: Antonio hatte mir Freiheit, Gesundheit, vielleicht gar sein Leben zu verdanken. Später sah ich, daß er ein braver, kühner, kluger und ergebener Mensch ist. Er wurde Maulthiertreiber und besuchte mich, so oft er nach Pau kam. Sie sehen nun, warum ich trotz seiner Galgenmiene so großes Zutrauen zu ihm habe."

„Sie haben hier einen ganz ruhigen Blick in die Zukunft bewiesen, Kapitain, wenn Ihre übrigen Plane

eben so gut berechnet sind, so dürfen wir ohne Sorgen sein.

„Ich habe alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen; meine kleine Habe verwandelte ich in Gold, das ich im Gürtel bei mir trage, und auf Antonio zähle ich, daß er mich in den bestgelegenen Hafen bringen wird; allein es ist dies keine leichte Aufgabe.“

„O, wenn wir einmal in Spanien sind!“ ... rief Ermel.

„Sie vergessen, daß wir weder Pässe, noch Marschrouten haben. Jenseits der Grenze gelten wir für Deserteurs und Vagabonden, die jeder hasenfüßige Alkade nach Frankreich zurückbringen lassen kann ...“

„Das wollte ich doch sehen!“ rief Montreuil.

„Ohne mich würden Sie in der größten Gefahr schweben,“ sagte der Kapitain. „Wir sind auf allen Seiten von Gefahren umringt; allein so wie die Sachen jetzt stehen, werden wir denselben wenigstens theilweise entgehen. Sie, meine Freunde, Sie hätten sich allerdings in die Schlingen gestürzt, die man Unsersgleichen jenseits der Pyrenäen legt.“

Antonio und Alain verstanden nach und nach einander ganz prächtig; der Baske und der Bretagner, Beide Menschen von niedrigem Stande, beurtheilten einander, indem sie sich gegenseitig ihre alten Verhältnisse mit den Edelleuten erzählten, denen sie folgten.

Der Soldat war von mittlerem Wuchse, gefälliger Gestalt, ging festen Schrittes einher, und trug sein schwerfälliges Gewehr mit vollkommener Leichtigkeit. Vor der Abreise von Pau hatte er Antonio das Gepäck des Kapitains vom Zimmer herunter tragen und das Maulthier beladen helfen, wobei Antonio seine Fertigkeit kennen lernte. Das kräftige Auftreten, das ruhige, charakterfeste Wesen des Nieder-Bretagners hatte seinen vollen Beifall gefunden.

Einen ganz anderen Eindruck hatte Anfangs der Maulthiertreiber auf den Voltigeur gemacht, dessen Fehler oder vorherrschende Eigenschaft (wie der Leser will) in einem grenzenlosen Mißtrauen bestand, denn die Bretagner sind trotz ihrer bekannten Freimüthigkeit argwöhnisch; Vorsicht, sagt man, ist die Mutter der Sicherheit.

Die kleinen, lebhaften Augen, die winkeligen Gesichtszüge, der dichte, schwarze Bart, der sonnverbrannte Teint und die ganze Haltung des Basken, der übrigens noch nicht über dreißig Jahre hatte, obwohl er sich selbst alter Schleichhändler titulirte, sowie endlich sein langes Stillschweigen zu Anfang der Reise sagten dem Sohne des Pierre Gavesio nichts Gutes. Es mahnte ihn sogar Alles an gewisse Maulthiertreiber auf St. Domingo, denen er im vergangenen Jahre mehrmals in die Mündung ihrer Gewehre gesehen hatte. Allein das Benehmen des Maulthiertreibers bei dem Zusammentreffen

mit den Gensd'armen hatte alle Vorurtheile Alains beseitigt; er fand ein Vergnügen darin, seinen Herrn herauszustreichen, was auch den Andern dazu veranlaßte, in seinem Patois zu erzählen, wie der Kapitain d'Amblemont ihn aus den Klauen der Spottvögel gerettet habe. Vergeblich würde man es versuchen, von dem unverständlichen Kauderwälsch, worin die beiden Ehrenmänner sich unterhielten, einen deutlichen Begriff geben zu wollen; so viel ist einmal ausgemacht, sie verstanden einander ganz vortrefflich, und plauderten seelenvergnügt, während die Offiziere sich ihre Plane mittheilten und ihre Hilfsquellen, sowie die Schwierigkeiten, nach Koblenz zu kommen, berechneten.

D'Amblemont, der lange Zeit die möglichen Chancen hin und wieder erwogen hatte, zweifelte an dem glücklichen Erfolge; Montreuil dagegen war voll blinden Mißtrauens, und Ermel, dessen Charakter bei Allem so ziemlich den Mittelweg festhielt, hegte bald Furcht, bald Hoffnung. Im Falle einer Berathung hätte er unzweifelhaft immer Montreuil Recht gegeben, wenn es aber zur That gekommen wäre, wahrscheinlich gehandelt wie sein junger Kamerad. Glücklicher Weise sahen beide Lieutenants in dem alten Offizier einen rechtmäßigen Chef und einen Mentor, dem sie unbedingt gehorchen zu müssen glaubten.

Mit Sonnenaufgang wurde die Luft kalt und

trocken, den Reisenden wehte der ruhige Bergwind in's Gesicht. Sie zitterten vor Frost, desgleichen empfanden sie auch ein Verlangen nach Ruhe und Speise. Man hörte kein Wort mehr, nnd mühsam zog die kleine Gesellschaft weiter.

Antonio verließ das trockene Bette eines Waldbaches, worin sie schon beinahe vier Stunden lang fortgegangen waren, und erkletterte ein Plateau, von wo aus man die Gegend auf weite Ferne übersehen konnte. Zur Linken zog sich ein Bergrücken hin, der noch in tiefem Dunkel versunken lag, während auf der andern Seite ein Lichtmeer wogte, das die Bergspitzen vergoldete. Im Süden erblickte man am fernen Horizonte den Pic du Midi, dessen schneebedecktes Haupt sich glänzend über die noch in Nebel gehüllten Thäler erhob. Zur Seite des ausgetrockneten Baches zog sich ein unermeßlicher Wald hin, der die Aussicht nach Norden begrenzte; denn der Wald lehnte sich an einen nahen Abhang, den die Wandrer bereits hinter sich hatten. Auf der andern Seite des Baches war das Plateau, wo man einen Augenblick Halt machte. Antonio orientirte sich genau, und obgleich ringsum kein gebahnter Weg mehr zu sehen war, so war sein Entschluß doch bald gefaßt.

„Noch eine halbe Stunde Weges,“ sagte er, „und wir sind in Sicherheit.“

Man betrat nun ein steinigtes Feld, wo die Be-

schaffenheit des Bodens an gewisse Parthieen der Bretagne erinnerte; und bald darauf befand man sich am Fuße einer waldbewachsenen Anhöhe, wo der Führer eine Art Fußweg einschlug, den Niemand sonst hätte finden können. Endlich gelangte man nach vielen Schwierigkeiten zu einer Art Hütte, vor welcher der Maulthiertreiber anhielt.

„Wer ist draußen?“ fragte eine rauhe Stimme.

„Antonio Muniz y Bayer.“

„Du hast Dich schon lange nicht mehr sehen lassen!“ sagte der Hüter der Hütte, „man sagte uns ...“

„Oeffnet, Herr, öffnet, wir wollen innen sprechen.“

Der, den Antonio mit „Herr“ angeredet hatte, schob einen Riegel zurück und trat auf die Schwelle; allein kaum erblickte er die vier Reisenden, als er ein gräßliches Geschrei ausstieß:

„Verrath! Geschwind herbei zur Hilfe!“

Augenblicklich erschienen fünf bis sechs verdächtige Gesichter. Alain, Ermel, Montreuil und Kapitain d'Amblemont spannten ihre Hähne.

„Warte nur, Du Schurke,“ rief in barbarischer Sprache der Herr der Hütte Antonio zu, „Du hast unsere Geheimnisse verrathen ... ich ließ es mir sagen ... Das sollst Du uns theuer büßen!“

„Im Namen der heiligen Jungfrau, um Gottes willen hört mich doch!“ flehte Antonio und kreuzte beide Arme auf der Brust.

Er stand ganz vorn, und war bemüht, mehr durch Geberden als durch Worte die Banditen zu besänftigen; allein diese drängten ihn bei Seite und riefen:

„Du hattest geschworen, Elender, nie Jemand anders als einen Bruder hierher zu führen ... Du mußt sterben!“

8.

Die Schleichhändler.

Die Bewohner, oder vielmehr Gäste der einzeln stehenden Hütte waren nichts Anderes, als Schleichhändler, die ehemaligen Spießgesellen von Antonio Muniz y Bayen. Nach ihren Statuten durften blos neun Mitglieder der Gesellschaft, nur „Brüder", mit den in den Gebirgen gewählten Schlupfwinkeln bekannt gemacht werden, und so mußten die Schleichhändler natürlich einen der Ihrigen, der an der Spitze einer bewaffneten, beinahe militairisch aussehenden Truppe erschien, für einen Verräther halten. Antonio stand ohnehin bereits in Verdacht bei ihnen. Seit drei Monaten hatte er sich nicht mehr gezeigt; sie wußten, daß er Maulthiertreiber geworden war, und behandelten ihn als einen Feigling, und von einem solchen ist es blos noch ein kleiner Schritt bis zum Spion. Dieses Grund, warum sie so schnell zu den Waffen gegriffen hatten.

Die wilden Abenteurer waren nicht gewohnt, lange zu parlamentiren, ein blutiger Auftritt schien unvermeidlich. In einem Nu standen beide Parteien einander gegenüber. Nur die flehenden Geberden eines alten, früher wegen seiner Anhänglichkeit geachteten Kameraden hielten die Banditen von augenblicklichem Feuern ab, noch eine Sekunde, und es erschien eine neue Gestalt auf dem Schauplatze. Ein weibliches Wesen stürzte aus der Hütte, mit dem Ausrufe:

„Schießt nicht! Antonio ist kein Verräther ... ich habe es ja immer gesagt... Er soll sich einmal erklären!"

Die kühne Jungfrau, welche sich auf diese Weise in die Angelegenheit mischte, mochte kaum einundzwanzig Jahre zählen. Sie war, mit Einem Worte, eine hübsche Brünette. Das Geräusch hatte sie unsanft aus dem Schlafe geweckt, und ihre langen rabenschwarzen Haare flatterten aufgelös't im Winde. Indeß hatte sie doch noch Zeit gefunden, einen groben Mantel umzuwerfen, und sich mit einem scharfen Messer zu bewaffnen, das sie zornig schwang, und dabei sagte:

„Sollte er aber dennoch ein Verräther sein, so habe ich geschworen, daß er von keiner andern Hand sterben soll, als von der meinigen!"

Zugleich trat sie zu dem Maulthiertreiber, und befahl ihm mit gebieterischem Tone, zu sprechen.

„Ach, mein Gott, Dominika," sagte Antonio, „das ist es ja gerade, um was ich bitte."

Sodann wandte er sich an den Führer der Bande, der mit den übrigen Schleichhändlern immer noch in der Hütte verschanzt war, und erklärte ihm mit wenigen Worten die Absicht der französischen Offiziere.

„Ich habe einem derselben mein Leben zu verdanken," setzte er hinzu, „und ich hätte gedacht, meine Brüder würden ihnen die Gastfreundschaft nicht verweigern."

„Wer beweis't mir aber, daß Du nicht lügst?" sagte der Bandenführer in einem schon etwas milderen Tone.

„Ei, Väterchen," rief Dominika lächelnd, „bist Du nicht zufrieden mit dem, was er Dir sagt?"

D'Amblemont konnte zwar ein wenig Baskisch, hatte aber von dem angeführten Zweigespräche Nichts verstanden, und traute immer noch nicht recht, als Antonio ihn ruhig einlud, mit ihm nach der Hütte zu gehen. Ermel, Montreuil und Alain, die sich hinter dem Gehölze verschanzt gehabt hatten, traten nun ebenfalls hervor; die Schleichhändler gingen ihnen entgegen, und mit einem Male heiterten sich selbst die finstersten Gesichter auf.

„Bei Gott, ihr seid strenge auf der Hut," sagte Antonio zu dem Bandenführer, „wie konntet Ihr mir nur auch die Niederträchtigkeit zutrauen, daß ich meine Brüder verkaufen würde?"

„Man sieht gar nie mehr etwas von Dir. Du gingst fort, ohne zu sagen, wohin? und hast schon drei Commissionen ausgeschlagen.“

„Ich habe den Handel aufgegeben, und hatte meine guten Gründe dazu. Ich verließ am Sonntage St. Vincenz, weil der Hauptmann hier es so haben wollte. Man könnte fast meinen, Ihr wüßtet Nichts von dem, was da drunten vorgeht.“

„Von dem können wir ja sprechen.“

„Freilich; aber seht, wir sind die ganze Nacht gegangen, und hier sind vier Ehrenmänner, die der Ruhe bedürfen, weiset ihnen ein Lager an.“

Alles Dieses wurde in baskischer Sprache verhandelt, allein man konnte leicht sehen, daß die Schleichhändler offenbar günstig gestimmt waren.

„Dieses Nest hat eine schauerliche Aehnlichkeit mit einer Mördergrube,“ murmelte Montreuil vor sich hin.

„Capitain,“ sagte Ermel, „bei solchen Gastfreunden darf man nur mit offenen Augen schlafen.“

„Ich glaube, meine Freunde, der schlimmste Augenblick ist vorüber; wir wollen diesen Leuten durch unser Mißtrauen nicht Unrecht thun. Indeß hätte Antonio uns den Auftritt von vorhin ersparen können.“

Als Antonio seinen Namen nennen hörte, horchte er auf.

„Allerdings, Capitain, allein ich ahnte Nichts von

Ihrem Verdachte, sonst hätte ich Sie vorher darauf aufmerksam gemacht. In jedem Falle war es indeß besser, geradeaus zu gehen. Hätte ich Sie irgendwo verborgen und zuerst angesagt, so würde man mir nicht geglaubt haben. Meine Kameraden würden in diesem Falle ohne mich ausgezogen sein, und Sie schonungslos niedergemetzelt haben, und mich hätte Jedermann für einen Verräther gehalten," sagte Antonio.

„Gut. Vorwärts!" sagte der Capitain, und trat in die Hütte, in deren Inneres wir nun auch einen Blick werfen wollen.

Der Posten der Schleichhändler lag in einer Art Kessel, und war so eingerichtet, daß man weder von unten herauf, noch von den benachbarten Höhen herab Etwas davon bemerken konnte. Statt der Pfähle hatte man die herumstehenden Baumstämme benutzt, und in Manneshöhe war eine Art von Dach aus Moos, Erde und Gesträuch angebracht, das nach hinten zu bis auf den Boden sanft auslief. Von oben betrachtet, hatte das Ganze das Aussehen einer mit abgefallenem Laubwerke bedeckten Vertiefung. Die Schleichhändler hatten unterhalb einen beträchtlichen Raum ausgehöhlt, und die ausgegrabene Erde bildete eine Art Wall, der aber so kunstreich überdeckt worden war, daß Niemand etwas von der frisch aufgeworfenen Erde bemerkte. Das Ganze hatte in der That nur eine Seite, welche Spuren von Men-

schenhand verrieth. Es war dieses eine aus Baumstämmen, die durch festgestampfte Erde mit einander verbunden waren, aufgeführte Mauer, in der zwei Oeffnungen, eine niedrige Thür und ein schmales Guckloch, angebracht waren. Auch diese einzige Mauer war durch Terrassen, die über sie hinausragten, sowie durch Strauchwerk und eine dreifache Reihe von Bäumen maskirt. Ganz in der Nähe befand sich eine lichte Stelle, über die ein Douanier hätte hinweggehen können, ohne etwas von der Gegenwart der Hütte zu ahnen. Um einen solchen Aufenthalt zu entdecken, mußte man in den Gebirgen aufgewachsen und auf's Genaueste mit jedem Holzschlage, jedem Baume und Felsen bekannt sein. Ringsum kein betretener Fußweg, keine menschliche Spur, denn wenn Schnee lag, so schwangen sich die Schleichhändler von Ast zu Ast, und setzten den Fuß blos auf das Glatteis und die umherliegenden Steine.

Die lichte Stelle, die der Schauplatz der oben erwähnten Scene gewesen war, bot ebenfalls keinen auffallenden Anblick dar. Nichts wies auf die Gegenwart menschlicher Wesen hin, kein Axthieb war darin sichtbar, und es war gerade, als hätte nur ein Sturm im Vorbeibrausen einige verdorrte Tannen und verkümmerte Eichen entwurzelt.

Bei'm Eintritte in das Gemach der Schleichhändler mußten d'Amblemont und seine Gefährten sich über die

Geräumigkeit desselben wundern, trotzdem, daß sie in der Dunkelheit nicht einmal ganz sehen konnten, wie weit die unterirdische Höhle, worin eine Menge Waarenballen von allen Sorten aufgehäuft lagen, sich erstreckte.

In einer Ecke, unter einer Art von Feldofen, glimmten einige Kohlen. Es war dieses wegen des Rauches, den man von außen hätte sehen können; deshalb war auch der Rauchfang so eingerichtet, daß er nur ganz schwach zog, und nicht weiter hinaufging, als bis an das oben beschriebene sonderbare Dach, so daß er eher die Stelle eines Luftloches, als eines Kamins vertrat. Eine dreifache Lage von Ruß bedeckte sämmtliche Gegenstände in der Hütte.

Die Basken sind sonst im Allgemeinen sehr reinlich, aber die Hütte der Schleichhändler machte eine Ausnahme von dieser Regel. Indeß waren die Lagerstätten von Moos und Blättern, die man unseren Wanderern anwies, in der That einladend.

Ermel, Montreuil und d'Amblemont übergaben ihre Waffen ihrem Führer, und schliefen ein; Alain legte sich ebenfalls nieder, behielt aber sein Gewehr bei der Hand. Er stellte sich schlafend, sah und hörte aber auf Alles, was um ihn her vorging; nach und nach beruhigte er sich jedoch über das, was er sah, und da er von dem, was gesprochen ward, kein Wort verstand, so entschloß er sich, alles Ernstes einzuschlafen, und wenige Augenblicke darauf

überzeugte sein Schnarchen die Schleichhändler, daß er wirklich fest schlief.

Alain hatte vorher etwa Folgendes gesehen: Der Bandenführer, den Antonio mit dem Titel Joan, d. h. Meister, Herr, anredete, Andreas Mutilla, um ihn gleich bei seinem Namen zu nennen, hatte sich endlich dem Maulthiertreiber genähert und ihm herzlich die Hand geschüttelt. Dominika trug den übrigen Schleichhändlern ein frugales Frühstück auf, wobei sie es an einer tüchtigen Portion guten Weines nicht fehlen ließ; sodann setzte sie sich vertraulich an Antonio's Seite, und hie und da tönte ihre sanfte, fröhliche Stimme zwischen das Gespräch der beiden Männer hinein.

Nach eingenommenem Frühstück banden die Schleichhändler größtentheils jeder einen weiten Gürtel von rothem Stoffe um, worein sie ihre Pfeifen, Börsen und Messer steckten, dann bewaffneten sie sich mit langen eisenbeschlagenen Stöcken, nickten dem Führer einen Gruß zu, und verschwanden. Die Zurückgebliebenen legten sich auf die Waarenballen, rauchten ihre Cigarren und schliefen darüber ein. So viel sah Alain, und schlief dann ebenfalls ein.

Die lebhafte Unterhaltung, die sich zwischen Antonio Muniz, Andreas Mutilla und seiner Tochter, der schönen Dominika, entspann, läßt sich etwa folgendermaßen in's Deutsche übersetzen:

„He, Väterchen, hatte ich Unrecht? Ich war überzeugt, daß er wiederkommen würde!“

„Aber wozu dann Dein Schwur?... und das Messer, mein Töchterchen!“

„Ich bin eine Baskin.“

„Ja, und wohl in Besorgniß wegen Deiner Heirath ...“

„Ei wie?“ sagte Antonio, „sollte sich zu St. Vincenz etwas Neues zugetragen haben?“

„Nein, Gott Lob nicht, da Du ehrlich bist,“ antwortete Dominika's Vater. „Allein seit Sonntag ist Dein Bruder Jose in einer ungewöhnlichen Bewegung... Bald ist es Furcht, bald Wuth, die ihn beherrscht...“

„Wie! Auch er könnte zweifeln? Seht, Senhor Mutilla, Ihr beherbergt meine Gäste, Ihr seid der Vater von Jose's Braut .... gut! Aber Ihr hättet verdient, daß ich Euch ...“

Die Pantomime des Maulthiertreibers vollendete den Satz besser, als Worte es hätten thun können, und sagte ungefähr so viel als: „daß ich Euch dieses Messer in die Rippen bohrte.“

„Gut, gut! Ich verstehe, was Du damit sagen willst, mein Junge. Allein wenn man Dich im Verdacht der Verrätherei hatte ... so ist das kein Grund, nicht von unsern Angelegenheiten zu sprechen.“

„Wohlan, so wollen wir in Ruhe davon sprechen.“

„Das meine ich auch," sagte Dominika.

„Seit drei Monaten kommst Du nie mehr, außer höchstens auf ein oder zwei Tage, nach St. Vincenz, sodann gehst Du wieder, ohne ein Wort zu sagen, Du gehst nach Tolosa und Pau, und bleibst wochenlang daselbst."

„Weil ich Maulthiertreiber bin."

„Das sagte ich ja auch," rief Dominika.

„Allein woher Deine Traurigkeit, seitdem Du hier bist? Du wirst Jose sehen und einige Worte mit ihm sprechen, dann gehst Du wieder, Du bist flüchtig wie ein wildes Pferd. Man sieht Dich weder bei'm Tanze, noch bei'm Ballspiele."

Antonio schlug die Augen nieder und stieß einen Seufzer aus. Endlich rief er:

„Wollt Ihr wissen warum? Ich habe mein Wort nur einmal zu vergeben!"

Mutilla und seine Tochter baten ihn um Erklärung dieser Worte.

„Ja, wenn es nur auf mich ankäme! Ich bin mit Leib und Seele Schleichhändler. Ich fing mit funfzehn Jahren an, nun sind es gerade funfzehn Jahre her, Ihr wißt es!... Wenn ich eine Truppe ausziehen sehe mit ihren eisenbeschlagenen Stöcken, ihren Schlingen und Waarenballen, wenn ich an den Krieg im Walde, an die Gefahren in den Bergen, an die Kämpfe mit den ver-

fluchten Douaniers denke! — Wenn ich daran denke, daß sie Pedrillito, meinen Bruder, und Graciosa, meine Geliebte, getödtet haben, da schwillt mein Herz, und ich muß weinen."

Antonio starrte wild vor sich hin, und faßte den Waarenballen, worauf er seine Hand ruhen hatte, krampfhaft an.

„Es ist ein so schönes Gewerbe!" murmelte er vor sich hin.

„Und Du hast geschworen, es nicht mehr zu betreiben!"

„Wie Ihr saget, Herr. So lange ich nun auf der Straße bin, und hinter meinem Maulthiere hergehe, denke ich nicht so daran, da kann ich singen und fröhlich sein ... so lange ich weder Brüder noch Feinde vor mir sehe. Komme ich aber nach St. Vincenz, so seid Ihr Alle da, Tag und Nacht denkt man nur an's Geschäft ... Da ist es gerade, als ob der leibhaftige Satan mich in Versuchung führen wollte. „Antonio Muniz," sagt der Eine, „der Herr expedirt heute Nacht einen Transport an den Rolandsthurm, wir sind unser zwanzig, willst Du nicht mitgehen?" — „Antonio," sagt ein Anderer, „ein Douanenposten besetzt den Paß von Pau, komm, hilf uns demselben ein Schnippchen schlagen." — „Antonio," sagt ein Dritter, „man sucht einen Bandenführer nach Pampe-

lona.“ Jose selbst weiß nicht um mein Geheimniß, allein in seinen Augen bin ich schwarz, wie die Hölle, weil ich mich schäme ...“

„Wem hast Du denn Dein Wort gegeben, das Gewerbe nicht mehr zu treiben?“ fragte das Mädchen.

„Meinem Retter, dem Capitain,“ sagte Antonio, auf d'Amblemont zeigend.

„Das ist ärgerlich,“ murmelte Mutilla; „aber warum sagtest Du es auch nicht früher?“

„Weil ich mich schämte. Und dann wollte ich auch, so lange er in Pau war, nicht von ihm sprechen. Er ist ein edler Franzose.“

„Jeder Baske ist edler als er,“ bemerkte der Häuptling stolz.

„Aber die Edeln in den Städten Frankreichs werden gegenwärtig verfolgt,“ fuhr Antonio fort, weil sie ihrem Könige treu bleiben.

„Wir sind in Spanien, aber wenn unsere Brüder in Frankreich uns zu Hilfe rufen ...“

„O,“ unterbrach ihn Antonio, „so weit ist es noch nicht. Man hat ihre persönliche Freiheit noch nicht angetastet, man möchte blos den Stand der Dinge ändern.“

„Möchte man nicht auch die Bahn der Sonne ändern?“ war die ironische Frage des Bandenführers.

Kein Volk auf der ganzen Erde ist aristokratischer

gesinnt als das baskische, und zwar auf beiden Seiten der Pyrenäen; die politische Linie, die seine Nationalität scheidet, hat auf den Charakter der Einwohner keinen Einfluß ausgeübt. Es mag einer von Soule oder Cabourd, von Navarra oder Biskaya sein, jeder Baske ist stolz auf seine Abstammung, die sich in's graue Alterthum hinauf verliert. Er lacht über den Adel des niederen Landes, dessen Genealogie höchstens einige Jahrhunderte umfaßt. „Wir Anderen," sagt er, „wissen gar nicht mehr, wie alt unser Geschlecht ist."

In keinem anderen Lande hat der älteste Sprößling der Familie — sei dieser nun männlichen oder weiblichen Geschlechts, denn bei den Basken ist das salische Gesetz nicht im Gebrauch — ausschließlichere Rechte und größere Privilegien. Er heißt vorweg Erbe. Seine Verheirathung ist eine äußerst wichtige diplomatische Angelegenheit, ein Thronerbe hat bei seiner Wahl kaum so viele Rücksichten zu beobachten. Schließt der Aelteste eine Ehe, wenn auch nicht gegen den Willen, doch gegen die Absichten seiner Eltern, so verliert er augenblicklich seine Erstgeburtsrechte, und der zweitälteste Sprößling erhält dieselben.

Im Jahre 1791 war es für einen Bergbewohner von reinem Blute etwas Unbegreifliches, daß eine Versammlung von Gesetzgebern es sich einfallen lassen konnte,

etwas an einer Sitte zu ändern, die seit undenklichen Zeiten Gesetzeskraft in dem Lande hatte.

Antonio Muniz y Bayen war in Biskaya geboren, jedoch schon seit seiner frühesten Jugend in dem Flecken St. Vincenz in Navarra ansässig. Er war ursprünglich der Erbe seiner Familie, und bewarb sich nach dem Wunsche seines Vaters um ein baskisches Mädchen aus dem Dorfe, Namens Graciosa. Mit dieser ward er wirklich auch verlobt, kurz darauf aber starb sie von der Kugel eines Douaniers getroffen. Da begab Antonio sich seiner Rechte zu Gunsten seines dritten Bruders, Jose, denn Pedrillito, der zweite, war ebenfalls bei einem Zusammentreffen mit den Agenten des Fiscus umgekommen.

Nun war also Jose, ein junger, kräftiger Mann, renommirt als Lanzenbrecher und Tänzer, noch mehr aber als Ballspieler, der präsumtive Erbe der Familie Muniz y Bayen. Dominika war seine Verlobte; hätte jedoch Antonio seinen Namen durch eine Niederträchtigkeit entehrt, so hätte der alte Bandenführer seine Einwilligung zu der Heirath nimmer gegeben. — Auf diesen Gedanken kam Andreas Mutilla nach einer langen politischen Abschweifung zurück:

„Nun, Du bist, Gott Lob, ehrlich. Wärst Du aber ein Verräther gewesen, so hättest Du sterben müssen... Auch von Deinem Bruder hätten wir Nichts mehr gewollt ...“

„Und ich, Antonio," sagte das Mädchen, „ich hätte Dich getödtet, wenn Du schuldig befunden worden wärest, ich hatte es geschworen..."

„Ich sah Dein Messer wohl," sagte Antonio lächelnd.

„Dann," bemerkte Mutilla, „wäre der Krieg zwischen uns und Deinem Bruder ausgebrochen."

Im Baskenlande besteht nämlich, wie auf Corsica, die Vendetta oder Blutrache.

„Sprechen wir lieber von der Hochzeit," bemerkte Antonio, „wird sie wohl in der kommenden Woche stattfinden?"

„Gestern zweifelte ich noch daran, nun aber hoffe ich es. Man muß nur Deinen Bruder davon benachrichtigen, der gerade unsere Waaren befördert. Dieser Haufen da gehört nach Frankreich, und da sind wir ja; dieser da nach Spanien, und auch dort werden wir bald sein."

„Alles gut," sagte der Maulthiertreiber ... „Nun aber laßt unseren Gästen das Frühstück bereiten. Sie bedurften der Wärme und Ruhe nothwendig, aber sie haben auch einen französischen Hunger."

„Bei ihrem Erwachen," rief das Mädchen, „verspreche ich ihnen ein königliches Mahl."

„Und nun geh' auch Du zur Ruhe, Antonio,"

sagte Mutilla; „ich wache, und Dominika wird das Ihrige thun.“

Der Alte ließ sich zwischen zwei Waarenballen nieder, während Dominika die Gluth im Kamine wieder anfachte.

9.

Die Grenze.

Man darf nicht vergessen, daß Montreuil, Ermel de La Faugerais und Alain schon über zehn Tage auf der Reise waren, daß sie bereits zwei Nächte schlaflos hingebracht, daß ein forcirter Marsch auf einem unebenen, holperigen Wege, zu einer Zeit, wo ein eisiger Wind ging, ihre Kräfte vollends erschöpft hatte, und daß endlich der Aelteste von ihnen nicht über fünfundzwanzig Jahre zählte. Kein Wunder, daß sie alle drei um die Wette schnarchten.

Wie zu erwarten, so wachte Capitain d'Amblemont zuerst auf. Er warf einen Blick auf seine jungen Gefährten, und schickte sich sodann an, das Innere von dem Aufenthaltsorte der Schleichhändler genauer in Augenschein zu nehmen.

Andreas Mutilla, der Herr der Hütte, saß rittlings auf einer schlechten Bank vor dem Guckloche, wobei er

mächtige Rauchwolken vor sich hinblies. Dominika war eben mit ihrer Toilette fertig geworden, sie hatte ihr schönes schwarzes Haar unter ein Tuch von schreienden Farben, das hinten einen Knoten bildete, gezwängt; ihr übriger Anzug, mit Ausnahme des Halstuches, war schwarz, jedoch von einem reichen Stoffe, und einem Schnitte, der ihre schlanke Taille und ihre graziöse Bewegung in's beste Licht stellte.

Freudig dachte das Mädchen an Jose, während sie für die Reisenden ein in jeder Beziehung sehr einladendes Mahl bereitete. Hierauf breitete sie über eine massive Tafel, die in der Mitte des freien Raumes stand, ein blendend weißes Tischtuch, und ordnete die silbernen Bestecke und Gläser von außerordentlich schöner Arbeit darauf, was einen sonderbaren Contrast mit dem übrigen Aussehen der Hütte bildete.

„Auf! auf! Ihr Siebenschläfer!" rief der Capitain, indem er seine Kameraden weckte. „Unsere Wirthin bereitet uns eine Ueberraschung."

Bei dem Rufe ihres alten Freundes fuhren die jungen Offiziere rasch von ihrem Lager empor. Andreas Mutilla und Antonio gesellten sich zu ihnen. Fünf Minuten später ließen die Gäste den aufgetragenen Speisen alle mögliche Ehre widerfahren. Der Becher kreis'te, und zu beiden Enden der Tafel entspann sich eine belebte Unterhaltung. Antonio und Alain stießen brüderlich mit

einander an. Der Schleichhändler und seine Tochter kamen den leisesten Wünschen ihrer Gäste freundlich entgegen, ohne auch nur im Mindesten eine indiskrete Frage an dieselben zu richten. Dieser Gebrauch ist den Bewohnern der baskischen Berge heilig. Hätten die Offiziere nicht zuerst von ihren Plänen zu sprechen angefangen, so wäre gar nicht davon die Rede gewesen, allein gegen das Ende des Mahles fragte Capitain d'Amblemont den Antonio, was man hinsichtlich der Fortsetzung der Reise für einen Plan habe. Dieser fragte Mutilla, welcher sagte:

„Meine Herren Cavaliere, diesen Abend, wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir abreisen, und wenn Sie unsere Begleitung annehmen, so stehe ich dafür, daß Sie wohlbehalten nach St. Vincenz kommen."

Die Hauptsache war der Uebergang über die Grenze. Die Emigranten nahmen den Vorschlag des Schleichhändlers an, und man sprach eben von den Wegen, den möglichen Begegnissen und der Dauer des Marsches, als ein Geräusch von außen hörbar wurde. Andreas griff nach seinem Gewehr und stellte sich an's Guckloch, bald stieß er jedoch ein Freudengeschrei aus. Einer der Schleichhändler, die mit Tagesanbruch ausgezogen waren, hatte Jose Muniz angetroffen, und brachte nun denselben mit. Wer beschreibt die Freude des Verlobten, als er erfuhr, daß das gute Einverständniß zwischen seinem Bruder und Dominika's Vater wiederhergestellt war! Es dauerte

auch gar nicht lange, so kam der Alte auf die Offiziere zugeschritten, und lud sie zur Hochzeit seiner Tochter ein.

„Zu St. Vincenz," sagte er, „sind Sie unter lauter Freunden, mein ganzes Haus steht den Freunden zur Verfügung."

Der Nachmittag verging unter verschiedenen Vorbereitungen. Es kamen sehr viele Schleichhändler an; diese empfingen die Befehle ihres Herrn, beluden sich mit Waarenballen, und entfernten sich wieder. Indessen gratulirten die Offiziere sich zu ihrem Glücke; Jose kos'te mit Dominika, Antonio und Alain plauderten. In wenigen Stunden verschwand eine unglaubliche Menge Waarenballen.

Bei'm Einbruche der Nacht gab Andreas Mutilla das Zeichen zum Abmarsche. Auf dem Plateau unter dem bewachsenen Abhange erwartete ein Trupp bewaffneter und beladener Schleichhändler die Ankunft ihres Herrn und der Reisenden. Die Karavane zog in der Richtung des Pic du Midi vorwärts, und kam bald auf ungebahnte Fußwege. Einige jüngere Leute, die leichtere Ballen zu tragen hatten, eröffneten den Zug; sodann kamen, in ziemlicher Entfernung, Andere mit großen Ballen französischer Waaren, die nach Spanien hinübergeschmuggelt werden sollten; hierauf Andreas Mutilla mit seiner Tochter und Jose, die so gut als jeder Andere an dem gemeinschaftlichen Geschäfte Theil nehmen mußten. Nun kam

Antonio mit seinem Maulthiere, und in geringer Entfernung Alain und die drei Offiziere. Eine Arrieregarde von kühnen Spießgesellen war bereit, den Zug im Falle einer Ueberrumpelung zu decken. Um kurz zu sein, die Wachtposten wurden getäuscht, und Alles kam glücklich zur Hochzeit.

Sonderbarer Contrast! Edelleute, die aus Ehrgefühl und Pflichttreue ihr Vaterland verließen und einer ungewissen Zukunft entgegengingen, unter dem Schutze von Banditen, die den Gesetzen Hohn sprachen! Der, der noch vor Kurzem einen Veteranen des Handwerks dazu bewogen hatte, dasselbe aufzugeben, in Begleitung eines ganzen Stammes von Betrügern, die Todtfeinde des Fiscus und seiner Gesetze waren, und eben so sehr nach Gewinn als nach Gefahr dürsteten. Der Anführer der Banditen war, während er seine furchtbare Rotte leitete, zugleich auf die bestmögliche Versorgung der Flüchtinge bedacht, und überwachte seine Tochter. Er war jeden Augenblick bereit, auf die unglücklichen Douaniers, die es gewagt hätten, ihn anzuhalten, Feuer zu kommandiren; zugleich war er aber auch bereit, die Fremden, die fast wider seinen Willen seine Gäste geworden waren, mit eigener Lebensgefahr zu vertheidigen; zugleich erfüllte er die Pflichten eines guten Familienvaters, und lächelte zu den traulichen Liebkosungen seiner Kinder eben so freundlich, als der harmloseste Spießbürger. Man sieht also,

daß häusliche Angelegenheiten und Geschäfte sich recht gut neben einander vertragen können.

Auf einmal entstand ein blinder Lärm: die Avantgarde zog sich zum Hauptcorps zurück, Andreas stellte seine Plänkler aus, und Alles hielt sich schußfertig.

Einen Augenblick später gab der Ehrenmann seiner Tochter die besten Rathschläge.

„Deine Mutter," sagte er, „war eine gute Christin, eine vorsichtige, unterthänige Frau; sie war das Glück meiner Jugend! Ging ich an die Grenze, so betete sie jedes Mal zu Gott, er möge mich in seiner heiligen Obhut behalten. Zu Zeiten großer Wagnisse betete sie viele Rosenkränze für ihren Gatten. Nimm sie zum Muster, Dominika, so wirst Du und Jose glücklich sein."

Dominika und Jose antworteten in gleichem Sinne.

Wenn der Schleichhandel eine Verletzung der Gesetze ist, wenn er der Industrie und einer arbeitsamen Menschenklasse Eintrag thut, und einen unerlaubten Gewinn abwirft, wenn er also ein Betrug und Unrecht ist: warum können denn so viele, sonst ganz ehrbare Leute der Verführung des wohlfeilen Einkaufes nicht widerstehen, und sich mit Nationalprodukten begnügen? Genau genommen, sind sie die Mitschuldigen der Schleichhändler eben so gut, als der Diebshehler der Mitschuldige des Diebes ist. Da haben sie nun aber tausend Entschuldigungsgründe in Bereitschaft, sowie auf der andern Seite

auch der Schleichhändler wieder solche für sein Gewerbe hätte, allein mit solchen Kleinigkeiten gibt er sich gar nicht ab. Von Jugend auf verachtet und haßt er die Prohibitivgesetze, der Douanier ist sein natürlicher Feind, und — über der Grenze findet er Käufer. Der Schleichhandel ist sein erbliches Gewerbe, der Krieg mit den Agenten des Fiscus in seinen Augen ein erlaubter.

Während man indeß einen Douanier ohne Bedenken niederschießt, wenn er im Dienste ist, so wird demselben kein Haar gekrümmt, wenn er außer Dienst ist. Er, als Mensch betrachtet, ist sicher, allein er gehört einmal zu einer Partei, die dem Schleichhändler Hindernisse in den Weg legt, und was kann dieser dafür, daß ein solches Hinderniß gerade ein vernünftiges Geschöpf in einem grünen Gewande sein muß?

Wollen wir übrigens bei der Wahrheit bleiben, so müssen wir freilich zugestehen, daß im Allgemeinen die Feinde der Douanen es hinsichtlich des persönlichen Eigenthums eben so wenig genau nehmen, als hinsichtlich des Nationaleigenthums; sie verwechseln sehr oft absichtlich Dein und Mein, und man thut wohl daran, ihnen nicht auf einem abgelegenen Wege oder am Rande eines Abgrundes zu begegnen. Sie heißen nicht blos deswegen, weil sie bandenweise herumziehen, Banditen.

Allein die baskischen Schleichhändler sind, wie alle ihre Landsleute, auf's Aeußerste gastfreundschaftlich, die

Person des Gastes ist unverletzlich. Wäre Andreas Mutilla auch nicht der Mann gewesen, welcher er wirklich war, so hätten die Emigranten, nachdem sie einmal an seinem Tische gesessen, dennoch durchaus keine Gefahr mehr zu befürchten gehabt.

Gegen vier Uhr Abends erreichte die Karavane die Grenze.

„Wir sind in Spanien!“ sagte der Anführer.

„Allerdings!“ riefen die Banditen, verdoppelten aber ihre Wachsamkeit, denn der Leser weiß ja bereits, daß sie dieses Mal lauter französische Waaren bei sich hatten.

D'Amblemont und seine Gefährten standen auf der Schwelle ihres Vaterlandes stille.

„Es lebe der König!“ rief der Capitain.

„Es lebe der König!“ riefen Ermel und Montreuil.

Alain legte die Hand an seine Mütze. Es folgte ein Augenblick feierlichen, peinlichen Schweigens. Wären indeß die Emigranten allein gewesen, so möchte ihre Stimmung wohl noch viel trauriger gewesen sein. Antonio, Jose, Mutilla und Dominika beantworteten den militairischen Ausruf der französischen Offiziere mit dem spanischen:

„Gehen Euer Gnaden mit Gott!“ sodann ward die Reise fortgesetzt.

Die beiden Verlobten unterhielten sich fröhlich mit einander, und Montreuil, dem ihr unterdrücktes Lachen

und ihr zärtliches Geplauder nicht entging, wandte sich zu seinen Gefährten:

„Kameraden, warum so traurig! Vergeßt Ihr, daß wir zur Hochzeit gehen?"

Es war dies ein ächt französischer Zug; Ermel antwortete lachend. Capitain d'Amblemont, der nicht der Mann war, sich entmuthigen zu lassen, hatte ebenfalls ein Lächeln für seine jungen Freunde. Alle drei hofften indeß, daß ihre Abwesenheit von kurzer Dauer sein, und sie bald unter der weißen Fahne nach Frankreich zurückkehren würden.

Andreas Mutilla, der den Zug leitete, wußte die Vorposten der spanischen Douanen geschickt zu umgehen, und man entdeckte bei Tagesanbruch den Flecken St. Vincenz, der gleich einem Adlerneste am Abhange der Pyrenäen hing.

10.

Ankunft zu Vincenz.

Das Dörfchen St. Vincenz, das man beim Umbiegen des Fußweges um eine Ecke entdeckte, liegt auf dem südlichen Abhange von dem Gebirge gleichen Namens. Im Jahre 1791 war es eine freie Republik von Schleichhändlern, an der, vermöge einer Art stillschweigender Uebereinkunft, die Douanenlinie links und rechts vorbeiging. Hierfür hatte letztere eine Menge Gründe; so war z. B., so lange die Basken sich erinnern konnten, noch nie ein Agent des Fiscus, der sich dahin gewagt, lebend davon gekommen, und der einzige Weg, der dahin führte, war so gefährlich, daß zehn Mann im Stande gewesen wären, einer ganzen Armee den Zugang streitig zu machen. War man indeß einmal oben, so hatte man die herrlichste Aussicht.

Man hätte jedoch Unrecht, wenn man glauben wollte, der Zufluchtsort der Banditen sei weiter nichts Anderes gewesen, als ein Haufen roher Hütten. Sämmtliche Häuser empfahlen sich vielmehr durch ein äußerst hübsches, comfortables Ansehen; in der Mitte des Dörfchens war ein freier Platz, groß genug, um darauf Ball spielen zu können, und an einem Ende desselben eine große Kapelle, worin ein alter Priester den Dienst als Geistlicher versah. St. Vincenz, das allen bürgerlichen Gesetzen Hohn sprach, erkannte also doch das religiöse Gesetz an. Im Innern der Pfarrgemeinde ging Alles sehr christlich zu: der Geistliche segnete die Ehe ein, taufte, hielt das Amt, und erfüllte überhaupt alle seine Pflichten zur allgemeinen Erbauung; im Ganzen herrschte auch ziemliche Sittenreinheit. Sobald aber die Pfarrkinder auswärts waren, da ging es ganz anders: da waren Völlerei, Schmuggelei, Vendetta, Räuberei und Hochmuth an der Tagesordnung; und leider waren die Männer beinahe drei Viertheile des Jahres hindurch auswärts.

Was die Organisation der Gemeinde betrifft, so lag derselben ein gewisser Familiengeist zu Grunde: einige Einwohner, die mit Andreas Mutilla auf gleicher Stufe standen, regierten oligarchisch. Sie waren die Meister und Herren, denn sie schossen die nöthigen Gelder zu den Speculationen her, und bewiesen, wenigstens in Geschäftsangelegenheiten, eine tadellose Ehrlichkeit.

Wenn die weiblichen Einwohnerinnen von St. Vincenz auch manchmal die Gefahren der Expeditionen theilten, so blieben sie doch im Allgemeinen gewöhnlich zu Hause, und wenn der Ganibet*) manchmal in ihren Händen blitzte, so geschah dieses nur in sehr seltenen Fällen, wo ihre Rachsucht augenblicklich angeregt wird. So bei Dominika. Indeß hatte Letztere ein wohlwollendes, gefühlvolles Herz. Der Weg zu dem Dorfe, der für die Douaniers verschlossen war, stand allen Armen des Landes offen, und wenn man bei diesen nach der Erbin Mutilla fragte, so erhielt man die Antwort, sie sei eben so wohlthätig als schön.

Die Karavane war von ferne schon bemerkt worden, und junge Leute liefen ihr entgegen. Das Gerücht von der Versöhnung des Andreas Mutilla mit Antonio, dem Maulthiertreiber, sowie die bestimmte Nachricht von der baldigen Heirath zwischen John Muniz und Dominika verbreitete sich pfeilschnell. Auf die Kunde, daß französische Offiziere in Begleitung der Bergbewohner ankämen, lief vollends Alles herzu, was nur laufen konnte. Der Einzug der Schleichhändler in dem Flecken glich einem Triumphzuge.

Alles gibt diesem lebenslustigen Volke Veranlassung zum Tanzen und Springen. Auf dem freien Platze des

---

*) Ein scharfes Messer, wie die Bergbewohner es tragen.

Dörfchens bildete sich unwillkürlich eine Farandale, woran auch die Neuangekommenen, trotz des forcirten Marsches während der letzten Nacht, Antheil nahmen.

Eines solchen Empfanges hatten die drei französischen Officiere sich nicht versehen; der unbesorgte Montreuil lachte nach Herzenslust, Ermel traute seinen Augen kaum, und d'Amblemont, der mit den Landessitten schon etwas vertrauter war, schätzte sich glücklich, daß der Tag ihrer Ankunft gerade ein allgemeiner Freudentag war. Alain, als ächter Niederbretagner, gerieth über nichts in Erstaunen; allein die Fröhlichkeit war doch ansteckend für ihn, und wenn er „den Baskensprung" hätte tanzen können, so würde er wohl sein Gepäck und sein Gewehr abgelegt und eine Baskin zum Tanze aufgezogen haben.

John Muniz und Dominika wurden auf diese Weise bis zu dem Hause Mutilla's begleitet, der seinen Gästen ein geräumiges, gut meublirtes Zimmer anwies, wohin Antonio sofort sein Gepäck brachte. Hierauf zerstreute sich die jubelnde Truppe, Alles ging nach Hause. Die neuangekommenen Schleichhändler ordneten ihre Ballen in Schuppen, wo sie aufbewahrt wurden, bis man sie nach Pamplona oder Tolosa bringen konnte. Letzteres ging außerordentlich schnell. Die Schleichhändler stellten sich in dem Thale in angemessener Entfernung von einander auf, während Andere die Waaren an langen Seilen hin-

unterließen. Auf diese Weise gewannen sie beinahe drei Stunden. Nun handelte es sich blos noch darum, die Wachsamkeit der zweiten spanischen Douanenlinie zu täuschen, oder sich mit den untergeordneten Agenten zu verständigen, was in der Regel durchaus nicht schwer hielt; waren die Gegenstände einmal zu St. Vincenz, so nahmen die Schleichhändler an, sie seien an Ort und Stelle.

D'Amblemont hatte die Einladung zu Dominika's Heirath nicht ablehnen können, obgleich er große Eile hatte, aus Spanien fort und nach Trier, dem Hauptversammlungsorte der französischen Emigranten, zu kommen. Dieses war indeß auch die feste Absicht Ermels und Montreuils. In einem Zeitraume von zehn Tagen hatten ihre Ansichten sich ganz sonderbar gestaltet; die beunruhigenden Nachrichten von Paris, die Excesse der Bevölkerung in der Provinz, der Zustand, in dem sie ihr Regiment angetroffen, und endlich das Benehmen ihres alten Capitains — alles Dieses hatte Ideen, Projecte, Hoffnungen bei ihnen erweckt, die sogar verständigere Männer, als sie, mit gleichem Enthusiasmus ergriffen. Als brave, entschlossene Männer wollten sie am Tage der Gefahr nicht fehlen.

Sie hatten ihr Vaterland nicht in der Absicht verlassen, den Verfolgungen zu entlaufen und als irrende Ritter umherzuziehen; sie glaubten sich durch die Stimme der Pflicht dazu aufgefordert, und dieser Stimme folgten

sie. Man mag die Emigration mißbilligen; sie zu verdammen, ist Unrecht. Es mag ein politischer Irrthum dabei im Spiele gewesen sein, — wiewohl bei Revolutionen das Mißlingen nicht immer ein schlagender Beweis gegen denselben ist; — allein sicher war es kein tadelnswürdiger Fehler.

Das Motiv der Edelleute wie der anderen Emigranten war weder Interesse noch Furcht. Sie ließen ihre Güter im Stiche und setzten sich dem vollständigsten Ruin aus. So sammelten sie sich geächtet im fremden Lande, entschlossen, mit den Waffen in der Hand gegen Feinde zu kämpfen, von denen sie keine Schonung zu erwarten hatten; ihr Motiv war ein erhabenes, edles, in jeder Beziehung achtungswerthes Gefühl, eine tiefgewurzelte Anhänglichkeit an heilige Prinzipien, an eine chevalereske Gesinnung, an die monarchischen Traditionen und die alte Constitution, die ein gewisser Theil der Nation, dessen Acte sie als ungiltig betrachteten, gewaltsamer Weise vernichten wollte. Sie vertheidigten die Rechte des Thrones und der Religion, und durften somit sich als die wesentlichen Stützen der Ordnung, als die eigentlichen Patrioten und treuen französischen Unterthanen betrachten. Sie gehorchten der Stimme ihres Gewissens, und wenn sie Aufrührer bekämpften, so geschah dieses blos in der Absicht, ihrem Vaterlande einen Dienst damit zu erweisen.

Dieses darf man kecklich behaupten, denn es ist die reine Wahrheit.

In Folge eines Bürgerkrieges wird der besiegten Partei immer Unrecht gethan, weil die Menschen blos nach dem Erfolge urtheilen; Gott aber, der die Herzen prüft, urtheilt nach den Absichten. An diesem ewigen, obersten Schiedsrichter sollte die Geschichte ein Beispiel nehmen; ehe sie ihr Urtheil ausspricht, sollte sie immer jeden Umstand auf's Genaueste erwägen. Unter den heftigsten Revolutionsmännern gab es immer achtbare Bürger, die durch ihre zum Theil schlimmen Maßregeln das Vaterland retten zu können glaubten, und so lange sie es in ihrem Inneren aufrichtig meinten, erklären wir sie ohne alles Weitere für unschuldig an dem durch sie vergossenen Blute. Dagegen fällt denjenigen, die, ohne ihre unglücklichen Ansichten zu theilen, ihre Handlungsweise duldeten, ihre gelehrigen Agenten wurden, und somit wissentlich Böses thaten, eine um so größere Verantwortung zu.

Leider waren unter den Emigranten Ehrgeizige, die sich selbst täuschten, Intriguanten, Leute, die ihrer Sache unwürdig waren allein der größere Theil bestand aus Ehrenmännern, die Vaterlandsliebe begeisterte, ruhmvollen Soldaten, die heldenmüthig kämpften und den Märtyrertod starben.

Gleichwie das revolutionaire Frankreich alle Völker gegen die Fürsten aufrief, gleichwie unsere Clubbisten mit den englischen sympathisirten, um deren Beistand sie im Namen der Völkergesellschaft bettelten, gerade so rief auch das monarchische Frankreich das monarchische Europa zu Hilfe. Es war dieses nicht mehr als gerechte Vergeltung..

Wir haben indeß vielleicht schon zu viel hierüber gesagt; es hätte genügt, zu zeigen, wie unsere drei Edelleute in der vollsten Ueberzeugung von der Lauterkeit ihrer Absichten, festen Schrittes ihrem Ziele zustrebten, ohne daß auch nur der leiseste Zweifel in ihnen aufstieg.

Nur das Anschaffen der Mittel zur Ausführung des Planes machte d'Amblemont Sorge. Was wollten sie ohne Papiere, ohne Protectoren in Spanien, wie wollten sie mit ihren beschränkten Hilfsmitteln nach Trier gelangen? Damals, als er den Entschluß faßte, allein zu reisen, rechnete er auf eine Verkleidung, auf den Beistand Antonio's und seine eigene Klugheit. Aber welchen Weg sollte er nun einschlagen? Ermel und Montreuil überließen sich in dieser Beziehung blindlings seiner Führung. Eben dachte er über diese beunruhigenden Fragen nach, als Andreas Mutilla leise an der Thür pochte.

„Es sollte mir leid thun, Sie zu stören, Herr Capi=

tain. Ich möchte gern Einiges wegen der Heirath meiner Tochter mit Ihnen sprechen."

D'Amblemont lud den Schleichhändler ein, sich neben ihn zu setzen, und wartete nun, bis dieser sich deutlicher aussprach.

11.

Dominika's Hochzeit.

Nach kurzem Bedenken begann Mutilla:

„Ich habe Sie und Ihre Gefährten zu der Hochzeit meiner ältesten Tochter eingeladen. Sie haben die Einladung angenommen, was mir große Freude machte, denn die Gegenwart guter Leute ist immer glückbringend für eine Familie. Nun kam mir aber, während ich mit Antonio und Jose darüber sprach, ein Gedanke, der meine Freude, Sie an der Festlichkeit Theil nehmen zu sehen, bedeutend störte; ich will nämlich nicht, daß meine Gäste durch eine Verzögerung, die sie sich nur aus Höflichkeit gefallen lassen, Schaden erleiden sollen."

Der Capitain war überrascht, einen solchen Skrupel bei dem Banditenhäuptling zu finden, der sich durch eine artige Erwiderung nicht beruhigen ließ, sondern mit großer Wärme fortfuhr:

„Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie Eile haben, und von Antonio wissen wir, daß Sie auf den Fall eines schlimmen Zusammentreffens einer Bedeckung bedürfen. Hören Sie nun, Capitain. Ihre Wünsche gehen den unseren vor; die Hochzeit meiner Tochter wird verschoben; alle jungen Leute von meiner Familie müssen Sie begleiten und dürfen nicht eher zurückkehren, bis Sie in Sicherheit sind.“

„Nein, nein! das wäre zu viel,“ sagte d'Amblemont.

„Sie sind meine Gäste!“ rief Andreas; „Sie sind fremd in diesem Lande, ich bin Ihnen ein Asyl und Schutz schuldig.“

„Ei, behüte Gott! Keinen Augenblick Aufschub!“ erwiderte der Capitain. „Die Heirath Eurer Tochter mag stattfinden, und wir wollen an dem freudigen Ereignisse Theil nehmen ... ich will, ich verlange das. ... Ist sodann das Fest beendigt, so wollen wir Eueren Vorschlag mit Dank annehmen; die größte Besorgniß verursacht mir eigentlich nur die Art und Weise, wie wir die Reise fortsetzen sollen.“

Hierauf erwiderte der Baske mit einem stolzen, fast spöttischen Lächeln:

„Und wenn Sie bis an's Ende der Welt gehen wollen, so mache ich mich anheischig, Sie sicher dahin zu bringen ... ich bin baskischer Schleichhändler.“

Der Capitain mußte ebenfalls lächeln. Indeß war

er nun von der edlen Gesinnung seines Gastfreundes vollkommen überzeugt, und hielt es für räthlich, sich offen gegen denselben auszusprechen.

„Höret, Don Andreas, ich will offen mit Euch sprechen,“ sagte er.

Stolz lehnte der Baske sich zurück und entgegnete:

„Ich höre.“

„Das Ziel unserer Reise liegt außerhalb Frankreich, und man kann auf verschiedenen Wegen dahin gelangen.“

„Wie heißt das Land?“

„Wir wollen nach Trier in Deutschland.“

Der Schleichhändler nahm eine aufmerksame Stellung an.

„Der kürzeste Weg wäre durch Frankreich.“

„Allerdings,“ erwiderte der Baske, „allein Sie werden dasselbe nicht verlassen haben, um so bald wieder dahin zurückzukehren.“

„Natürlich; wir müssen es umgehen und den Weg wahrscheinlich zur See nehmen.“

Der Capitain hatte, um sich verständlicher zu machen, seine Reisekarte entfaltet, und zeigte mit dem Finger auf die Pyrenäen und die verschiedenen Wege, die man einschlagen konnte. Der Baske ließ sich die Lage der Meere und der Landwege deutlich zeigen, und sagte sodann:

„Wollen Sie lieber hier (er zeigte auf die Niederlande) einschlagen, oder hier?“ (in Genua.)

„Ich hielte das Letztere für besser; wir haben keine Papiere. ... In Piemont hoffe ich solche leichter zu bekommen, als sonst irgendwo.“

Der Baske schnalzte auf eigenthümliche Weise mit den Fingern, drehte sich auf seinem Lehnsessel herum, fixirte den Capitain, und sagte:

„Wir reisen ohne Pässe; haben wir unsere eisenbeschlagenen Stöcke und unsere Büchsen, so haben die Schnapphähne und Gensd'armen uns weiter nach nichts zu fragen! Doch, wir sind auch aus dem Lande ... Sie dagegen, als Offiziere, werden natürlich mehr auf die Regel halten.“

„Und nun?“ erwiderte d'Amblemont.

„Ich will Ihnen Pässe verschaffen, so viel Sie wollen, gleichviel, ob unter Ihren wahren oder unter erdichteten Namen! ... nichts leichter! ... Da brauchte man wohl nach Italien zu gehen ... Kleinigkeit! ... Die Hälfte der Polizeibeamten steht wenigstens zu meiner Verfügung, wenn es sich um einen solchen Spaß handelt.“

„Wirklich?“ rief d'Amblemont aus.

„Pässe! Eine reine Kleinigkeit! ... Ich wollte, wenn ich mich damit abgeben möchte, einen König und eine ganze Armee, sammt Reiterei und Geschützen, einschmuggeln. ... Ja, wir haben auch drunten unsere guten

Freunde. ... Von Barcelona bis nach Ferrol zählt Andreas Mutilla deren eine große Menge. ... Wohlan denn! Verheirathen wir zuerst meine Tochter, dann können Sie nach Belieben von St. Sebastian oder von Rosas aus abreisen, das ist ganz einerlei."

Diese letztere Versicherung des Basken setzte den Capitain d'Amblemont offenbar in nicht geringes Erstaunen.

„Wir Anderen," fuhr Andreas fort, „treiben das Geschäft zu Lande; allein wir haben an dem Passe, zu Santander und an sonstigen Orten Brüder, die es zu Wasser betreiben ... es sind dieses ebenfalls Basken; dieselben werden Sie nach England bringen, wenn Sie dahin wollen, und von da aus werden Sie, denke ich, Ihre Reise ungehindert fortsetzen können. Wollen Sie aber lieber auf der anderen Seite reisen, so haben wir, Gott Lob, Verbindungen in Katalonien. ... So, so! Pässe, mein Capitain, wenn es Ihnen nur daran fehlt, so sollen Sie deren so viele bekommen, als Sie nur wollen; man läßt Ihnen dieselben von Pampelona oder Estella, von Tolosa oder St. Sebastian kommen, ganz nach Belieben. ... Gott behüte Sie!"

Mit diesen Worten erhob sich der Herr des Hauses, d'Amblemont begleitete ihn, und setzte seine jungen Gefährten von der tröstlichen Versicherung des Schleichhändlers in Kenntniß.

Bei dem Abendessen erfuhren die Emigranten, die Hochzeit sei auf den zweitfolgenden Tag festgesetzt.

Nach baskischer Sitte ward den Tag zuvor erst ein feierlicher Gottesdienst zu Ehren der Vorältern in der Kirche zu St. Vincenz gehalten. Demselben wohnten die Offiziere, Alain, der größte Theil der Dorfbewohner und eine beträchtliche Anzahl Verwandter aus umliegenden Ortschaften bei. Sodann ward ein Ballspiel veranstaltet, das vom herrlichsten Wetter begünstigt wurde. Der freie Platz des Dorfes war in ein förmliches Carrousel umgewandelt worden: die gewandtesten Ballspieler traten vor. Ihr Kostüm war leicht, dabei aber doch elegant; ein blaues Barett hing nachlässig auf einem Ohre, ein weißes Hemd mit zurückgeschlagenem Kragen, um den Hals eine lose geknüpfte Binde, als Gürtel ein langes Stück rothes Seidenzeug, an den Füßen Sandalen, und an der Hand einen starken, ledernen Handschuh. Sie trugen sämmtlich lange Haare; es waren lauter große, schlanke, nervöse Gestalten, deren schwarze Augen schon zum Voraus vor Freude glänzten. Einer der Schönsten und Gewandtesten war Jose Muniz, der eine der beiden Parteien anführte.

Endlich gaben die Kampfrichter, welche über die Beobachtung der Spielregeln zu wachen hatten, das Zeichen zum Anfange. Aus Jose's Hand flog der elastische Ball, der nun der Gegenstand der allgemeinen Aufmerk-

samkeit wurde. Von allen Seiten drängten sich Spieler hinzu, der Ball erreichte manchmal eine unglaubliche Höhe. Es gewährte ein interessantes Schauspiel, wie die kecken Schleichhändler auf dieses feierliche Nationalspiel so erpicht waren, und Alles so genau befolgten, was die Regeln desselben erforderten. Es fand auch durchaus nicht der geringste Streit dabei statt, was wohl sonst manchmal bei anderen Spielen der Fall ist. In Kurzem ordneten sich die Reihen der Tanzenden auf demselben Platze, wo das Spiel zum Ruhme des Bräutigams geendigt hatte, der somit auf doppelte Weise die Hauptperson des Festes war.

Am folgenden Tage wurde endlich das junge Ehepaar eingesegnet. Die Festlichkeiten dauerten eine ganze Woche fort.

Nächst dem Ballspiele und Tanze war eine der beliebtesten Belustigungen der Dorfbewohner die Darstellung eines Hirtengedichtes, dessen Gegenstand den maurischen Kriegen entnommen war. Hier mußten nun die Uniformen der Emigranten figuriren: König Alarich, der sich gegen einen Mahomed von Cordova schlagen mußte, paradirte in dem Rocke und den Beinkleidern eines Offiziers von Artois, während Mahomed den Stoff zu seinem Kostume aus den Ballen genommen hatte, die nach dem Feste fortgeschafft werden sollten.

Bei dieser Gelegenheit waren Ermel und Montreuil ganz heimisch geworden; auch sie hatten ihr Kostum geändert und sich als Bergbewohner verkleidet, und hätten nicht ihr hellerer Teint und ihre Haare sie verrathen, so hätte man sie für junge Leute aus dem Dorfe halten können. Sie hatten bereits einige baskische Tänze gelernt, ferner wurden das Horn und die Violine, die vor Kurzem beinahe ihr Verderben herbeigeführt hätten, wieder hervorgesucht, und die beiden Virtuosen spielten unter ausgelassenem Beifallsrufe der Bevölkerung mehrere baskische Weisen, die sie geschwind eingeübt hatten. Alain hatte sich nicht in die Spiele gemischt, an denen sein Herr so direct Antheil genommen, Antonio dagegen machte mit. Capitain d'Amblemont hielt sich zu den Großältern; die ganze Bevölkerung ehrte und achtete ihn, denn Antonio, der ihm die Freiheit verdankte, hatte nicht ermangelt, dieses überall zu erzählen.

So fanden die drei Offiziere bei ihrer Ankunft im Lande der Verbannung bei den Banditen in dem Gebirge eine herzliche Aufnahme, die ihnen in ihrem Vaterlande nicht zu Theil geworden wäre. Der Capitain war indeß im Innersten betrübt, denn er dachte an die Zukunft. Montreuil überließ sich ganz seinem natürlichen Leichtsinn; Ermel suchte sich zu betäuben, und doch gab es Augenblicke, wo die Wahrnehmung des Glückes, wovon er Zeuge war, ihn auf's Tiefste erschütterte. Wie oft

erinnerte ihn nicht Dominika, die junge Ehefrau, an die gute Franzesa, die im Herrenhause zu Rosven zurückgeblieben war. Und dann stellte er unzufriedene Vergleichungen zwischen dem Loose der friedlichen Bewohner des Herrenhauses in der Bretagne und den frechen Banditen in den Pyrenäen an. Wäre er nicht ein wahrhaft frommer Mensch gewesen, er hätte in seinem Inneren gelästert! Allein der Enkel des Jean-François de La Faugerais demüthigte sich vor den geheimnißvollen Rathschlüssen der Vorsehung, er betete für seine Lieben in der Bretagne, und fühlte sein Herz erleichtert.

Als die Gäste Mutilla's diesem bei ihrer Abreise für seinen Beistand und seine edelmüthige Gastfreundschaft mit gerührtem Herzen dankten, da ward es dem jungen Manne erst recht schwer um's Herz; er gedachte eines anderen Abschiedes und der edlen Lehren seines achtzigjährigen Ahnen; er dachte an Kerfuntun, den Vater Franzesa's, der in den Haiden von Morbihan umherirrte, und an seinen Oheim, den Vicomte von Kerbozec, der zu Brest dasselbe gefunden hatte, was er selbst zu Niort, zu Poitiers und zu Pau: die Revolution mit all ihren Schrecken.

Dominika, Jose Muniz, ihr junger Gatte, Andreas Mutilla und viele andere Leute aus dem Dorfe begleiteten unsere Wanderer, und stiegen auf dem schon oben beschriebenen Wege in das Thal hinab.

Wir müssen hier dem Leser bemerken, daß die drei Offiziere und ihr Diener mit allen erforderlichen Papieren versehen waren; die betreffende Behörde zu Pampelona hatte dieselben in aller Form ausgefertigt. Die Pässe hatten nichts weiter gekostet, als einen geschmuggelten Shawl und zwei Flaschen Branntwein. D'Amblemont wollte Mutilla wenigstens diese Ausgabe ersetzen. Da entstand aber eine unangenehme Scene.

„Herr Capitain," sagte der Baske mit einem Fluche, „wissen Sie auch, daß Sie mich beleidigen? Wären Sie nicht unter meinem Dache, ich hätte Ihnen schon mein Messer in die Seite gestoßen!"

Dieses sonderbare Argument machte dem Großmuthsstreite ein Ende, und der Capitain mußte sich damit begnügen, einfach seinen Dank auszusprechen. Ermel und Montreuil fanden einen Ausweg: sie gaben den Kindern des Hauses ihre Instrumente, die zu St. Vincenz berühmt geworden waren. Dieses Geschenk nebst einigen Uniformstücken ward angenommen.

12.

Antonio Muniz y Bayen.

Vor der Abreise fand noch eine andere interessante Scene Statt, die wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen.

Den Abend zuvor waren die drei Offiziere in d'Amblemonts Zimmer bei einander, und beriethen sich eben darüber, welchen Weg sie nehmen wollten; Alain hörte schweigend zu, während er einpackte: da trat auf einmal Antonio Muniz ein.

„Capitain,“ sagte er, „Sie sehen hier einen Menschen vor sich, der all' sein Lebensglück verloren hat.“

D'Amblemont und seine beiden Freunde bezeigten ihr Erstaunen; Alain nahm eine militairische Stellung an, um den Fortgang besser hören zu können.

„Ja, Capitain, und dieses Glück hängt von Ihnen ab, Sie haben es in den Händen!“

D'Amblemont begriff, und sagte, die Stirn runzelnd:

„Erkläre Dich deutlicher!"

„So hören Sie, Capitain. Ich bin ein geborner Biskayer, mein Vater und alle meine Verwandten waren Schleichhändler; meine Brüder und ich haben das Gewerbe von Jugend auf erlernt. Ich war funfzehn Jahre alt, als wir uns zu St. Vincenz niederließen; von da an verging kein Monat, wo ich nicht auf irgend eine Expedition ausging, bis zu dem unglücklichen Ereignisse, wo ich verwundet wurde und in die Gefangenschaft der französischen Douaniers gerieth, woraus Sie mich retteten."

„Gut! Gut! Weiter!"

„Allein Sie knüpften eine Bedingung an meine Freiheit, Sie ließen mich schwören. ... Es wäre eben so gut gewesen, mich sterben zu lassen! ... Capitain, ich kann in diesem Lande nicht leben, ohne zu thun, wie Andere! Ich bin nicht vom Niederlande ... Zu St. Vincenz gelte ich so nicht einmal so viel, als ein Weib."

„Wie?" rief d'Amblemont, „Du bist ja Maulthiertreiber, Du hast keine Gefahr zu befürchten."

„Eben die Gefahr ist es, die ich liebe. Capitain, aus Gnade entbinden Sie mich meines Eides!"

Ohne Bedenken erwiderte d'Amblemont, daß dieses eine Unmöglichkeit sei.

„Mein Gott!“ seufzte Antonio, „ich habe es ja doch Ihnen allein versprochen.“

„Allein ich habe für Dich garantirt; ich habe mein Wort verpfändet, wer wird mir dasselbe zurückgeben?“

„Damals waren Sie Commandant, nun sind Sie ein Verbannter, ein Flüchtling.“

„Haben meine Eide deswegen ihre Geltung verloren, weil ich ausgewandert bin?“ rief d'Amblemont.

Antonio Muniz schüttelte den Kopf und verfiel in tiefes Nachsinnen.

„Bedenken Sie, Capitain, daß Jose durch seine Heirath mein ganzes väterliches Vermögen bekommt; durch den Schleichhandel würde ich wieder reich werden.“

„Antonio,“ sagte d'Amblemont, „Du kannst Deinen Eid brechen.“

Stolz richtete der Baske sich auf, und rief, einen Fluch zwischen den Zähnen, in schneidendem Tone:

„Capitain!!“

„Morbleu!“ fuhr der Capitain heraus, „weißt Du auch, daß Du gar kein Recht hast, in Zorn zu gerathen? Was willst Du nun schon seit einer Viertelstunde von mir? Ich habe mich für Dich verbürgt, daß Du keinen Schleichhandel mehr treiben werdest, und nun kommst

Du und sagst mir, Du seiest arm, ich solle Dir Dein Wort zurückgeben! ... Wenn Du ein so weites Gewissen hast, so brauchst Du ja am Ende meine Zustimmung gar nicht."

„Ich bin ein Baske und habe mein Wort blos einmal zu vergeben!"

„Und ich, Du Narr, bin ein französischer Edelmann!"

Ermel und Montreuil hielten sich gefaßt, denn sie fürchteten, der Maulthiertreiber möchte sich für die angeführte Benennung an dem Capitain rächen; allein Antonio kreuzte die Arme über einander, und blickte den alten Offizier starr an. Verschiedene Empfindungen spiegelten sich auf seinem Gesichte ab, endlich aber glättete sich seine Stirn, und er sagte mit sanfter Stimme:

„Aber eine Gnade, Capitain, werden Sie mir doch nicht verweigern?"

„Welche?" fragte d'Amblemont noch immer finster.

„Versprechen Sie mir vorher, daß Sie dieselbe gewähren wollen, wenn sie Ihrem Ehrgefühle nicht zuwiderläuft."

„Erkläre Dich, ich verspreche nichts zum Voraus."

Der Baske widersprach noch einige Male lebhaft, endlich aber mußte er dem festen Willen des Capitains nachgeben, und er sagte:

„Ich möchte Sie begleiten; ich will Ihnen als treuer Soldat dienen, wie Alain Herrn Ermel dient. Ich bin zwar stolz, aber ich liebe Sie. ... Darf ich nicht in meinen Bergen leben, so will ich mit Ihnen sterben!“

„Das gebe ich zu,“ erwiderte d'Amblemont, und reichte dem Maulthiertreiber die Hand.

Noch an demselben Morgen würde Antonio die dargebotene Rechte freundschaftlich gedrückt haben, nun aber ließ er, zum Zeichen, daß er den Capitain zum Herrn annähme, sich auf ein Knie nieder und küßte ihm die Hand. Hierauf grüßte er die Edelleute und entfernte sich.

John und Dominika begleiteten die Edelleute bis zum letzten Punkte des Gebirges, und erst nachdem sie von den französischen Edelleuten Abschied genommen hatten, erklärte ihnen Antonio, daß er das Land verlassen wolle.

„Lebe wohl, Bruder,“ sagte er, „trage den Namen Muniz y Bayen; mögen Deine Nachkömmlinge unser würdig werden! Ich gehe, Du wirst mich nie wieder sehen! ... Lebet wohl, Signor Andreas Mutilla, unser Führer; lebet wohl, ihr Alle, meine Brüder und Kameraden; da Antonio nicht mehr mit Euch Schleichhandel treiben darf, so geht er lieber in die weite Welt!“ ...

Dadurch, daß Antonio sich seines Erstgeburtsrechtes begeben hatte, war ihm die Stellung eines jüngern Bruders angewiesen. Nun war es zwar schon damals in dem Lande keine Seltenheit, daß solche sich von Hause entfernten, und Antonio's Entschluß überraschte Niemanden; allein der Abschied der beiden Brüder war äußerst rührend. Jose war gewohnt, Antonio als seinen zweiten Vater zu betrachten, und seit der Verdacht der Schleichhändler aufgehört hatte, war diesem wieder allgemeine Achtung zu Theil geworden. Die schöne Dominika weinte; der wilde Andreas Mutilla war äußerst gerührt.

„Gott sei mit Dir und führe Dich als reichen und mächtigen Mann zurück," sagte der Alte.

Trotz Antonio's Widerspruche äußerten die Dorfbewohner die Hoffnung, ihn dereinst wieder unter sich zu sehen; allein er antwortete mit einer zweifelnden Geberde, umarmte seinen Bruder noch einmal, küßte Dominika auf die Stirn, und trieb sodann sein Maulthier in der entgegengesetzten Richtung fort. Eine Stunde nachher kamen unsere Emigranten durch die bekannten Hohlwege von Roncevaux. Zu St. Sebastian verkaufte Antonio sein Maulthier.

Endlich gelangten die fünf Wanderer an Bord einer Schleichhändlerbrigg, deren Bemannung den berühmten Antonio Muniz y Bayen schon seit langer Zeit kannte. Die Fahrt bot weiter nichts Merkwürdiges. Sie stiegen

zu Newport an's Land, wo sie bereits eine Menge französischer Emigranten antrafen. D'Amblemont, Ermel und Montreuil fanden unter ihnen mehrere ihrer Kameraden, von denen sie erfuhren, daß die Unruhen in Frankreich einen immer bedenklicheren Charakter annahmen. Ermels Besorgnisse stiegen. Er erkundigte sich besonders nach seinem Oheim, dem Schiffscapitain, erhielt aber die widersprechendsten Nachrichten. Die Einen sagten, der Vicomte von Kerbozec habe Frankreich als Flüchtling an Bord eines Küstenfahrers verlassen; Andere versicherten ihm, derselbe habe vor Kurzem das Commando einer Fregatte übernommen; ja, es ging sogar das Gerücht, die Brester Patrioten hätten ihm schlimm mitgespielt. Einige Bretagner sprachen mit Entsetzen von den Excessen, welche die Clubbisten zu Rennes, Lorient, Nantes und Roche-Bernard begangen hätten.

Die Briefe und Zeitungen aus Frankreich waren aber auch nicht dazu geeignet, die Emigranten zu beruhigen. Ermel wagte es nicht, dahin zu schreiben. Er wollte Alain in die Bretagne absenden, allein der Sohn des Peter Gavesio hatte den gemessenen Befehl erhalten, seinen jungen Herrn nicht zu verlassen. Es war unmöglich, ihn zur Rückkehr nach Rosven zu bewegen, wohin er doch bei seiner Kenntniß des Landes und der Sprache bestimmt leicht hätte kommen können.

So verlebten unsere Flüchtlinge einen Monat in immerwährender Angst. Antonio und Alain wetteiferten in Dienstfertigkeit; Capitain d'Amblemont war fortwährend der Chef und Mentor der kleinen Truppe; nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihnen endlich zu Newport, an Bord eines Schiffes zu kommen, das sie nach Ostende brachte.

D'Amblemont hatte die Mittel der Gesellschaft so weislich zu Rathe gehalten, daß sie noch in einem ordentlichen Fahrzeuge bis nach Koblenz kommen konnten; allein einmal hier angelangt, mußten sie auf Erwerbsmittel denken, um nur die allerdringendsten Bedürfnisse befriedigen zu können.

Trotz dem drohenden Elende blieben die drei Edelleute ruhig und heiter; es reute sie nicht, Gegenwart und Zukunft einer Pflicht geopfert zu haben, die in ihren Augen eine heilige war.

„Meine Herren," sagte der Capitain, „wir müssen hoffen, in Kurzem Soldaten der Fürsten zu sein, und uns für die Wiederherstellung der Monarchie schlagen zu dürfen."

Montreuil hatte seine Munterkeit immer noch nicht verloren; die beiden Diener schwatzten manchmal von dem Schicksale ihrer Herren, denen sie mit gleicher Liebe zugethan waren; Ermel setzte sein Vertrauen auf Gott,

er war ein würdiger Sprößling der alten Schloßbewohner zu Rosven.

Das Bündel auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, kamen die fünf Unglücksgenossen zu einer Zeit in Koblenz an, wo selbst den Unbesorgtesten vor der Zukunft bangte.

13.

Die Compagnie d'Amblemont.

Täglich wurden die Reihen der Emigranten verstärkt, aber nicht blos durch Edelleute oder „Aristokraten", wie man sie damals hieß, sondern durch Leute von allen Klassen. Soldaten, Handwerker, Bauern, kurz, die verschiedensten Subjecte passirten täglich die Grenze, die Einen aus Anhänglichkeit an ihre Offiziere oder Herren, Andere in der Absicht, den Unruhen zu entgehen, die bereits blutige Auftritte in Frankreich herbeigeführt hatten, wieder Andere aus treuer Anhänglichkeit an ihre religiösen Prinzipien, noch Andere endlich aus Vorliebe für die gerechte Sache, Manche aber auch aus anderen, weniger uneigennützigen Gründen, denn jederzeit wird man auch Unkraut unter dem Weizen finden.

Unter den Vornehmeren fand dieselbe Gemischtheit

Statt, doch muß man zugeben, daß die Edlen zu Koblenz, die schon so oft verleumdet wurden, größtentheils mit Leib und Seele einer Sache ergeben waren, die sie für ihre heiligste Pflicht hielten. Sie hatten Alles im Stiche gelassen, Alles aufgeopfert und befanden sich der Mehrzahl nach in dem Falle, die äußerste Noth leiden zu müssen. Solche, die blos aus Ehrsucht und Intrigue auf einen möglichen Erfolg speculirten, sahen freilich bedenklich dazu, als der Mangel über sie hereinbrach; allein dieser traurige Begleiter der Verbannung schreckte diejenigen nicht, die nach innerer Ueberzeugung handelten. Bemerkenswerth ist, daß Leute, die ursprünglich Klassen angehörten, wo man am wenigsten an Bequemlichkeit gewöhnt wird, am schlimmsten dabei mitgenommen wurden. Offenbar ist moralische Stärke ein besseres Hilfsmittel in Noth und Entbehrung, als physische Kraft. Gerade dieser Fall bot das schlagendste Beispiel hierfür. Kräftige flamändische und elsässische Bauern unterlagen der Noth, während schwächliche junge Leute, die in Luxus und Ueppigkeit aufgewachsen waren, in den schlimmsten Tagen aushielten.

D'Amblemont bot seine und seiner Gefährten Dienste dem Rathe der Fürsten an, allein es war noch nichts entschieden; indeß sprach man von der baldigen Bildung eines Emigrantencorps, es stand jedoch mehrere Monate an, bis dieses Project zur Ausführung kam.

Viele Edelleute, die mit ihren Hilfsquellen auf der Neige waren, liefen davon und zerstreuten sich in der Schweiz, in Deutschland und Polen. Manche kehrten sogar heimlich nach Frankreich zurück. Montreuil gerieth mehrmals in Versuchung, das Beispiel der Letzteren nachzuahmen und eine Rückkehr in die Vendée zu versuchen. D'Amblemont rieth seinem Gefährten, zu bleiben und in Geduld zu hoffen.

„Wir können nichts Besseres thun," sagte er. „Die Coalition ist im Werden begriffen. Trotz der Uneinigkeit der Hauptführer muß man uns in Kurzem Waffen in die Hände geben."

Ermel, der all' sein Vertrauen auf den Capitain setzte, unterstützte dessen Vorschlag, und Montreuil kam von seinem Vorhaben ab.

Sie bezogen in der Nähe der Stadt eine Hütte, die Alain aufgefunden hatte. Glücklicher Weise hatte der Niederbretagner in seiner Jugend das Weberhandwerk erlernt, und ward dadurch der Gesellschaft sehr nützlich. Antonio schämte sich, dem Capitain zur Last zu werden und wollte ebenfalls arbeiten; der kühne Schleichhändler, der solche Arbeiten von jeher als eines freien Mannes unwürdig verachtet hatte, wurde nun Tagelöhner.

Für Montreuil ward seine große Fertigkeit im Billardspielen eine Erwerbsquelle, und sei es nun, daß

seine Gegner mit Fleiß verloren, oder daß er denselben wirklich um Vieles überlegen war, er trug jede Woche sein Scherflein zum allgemeinen Unterhalte bei. Ermel verdiente ebenfalls Einiges durch Unterricht in der Malerei und Musik.

D'Amblemont war lange Zeit der Versorger seiner Freunde gewesen, nun lebte er von dem Ertrage ihrer Arbeit; indeß verlor auch er seine Zeit nicht, sondern war für das Interesse der Seinigen auf's Eifrigste besorgt. Er repräsentirte seine Kameraden bei den einflußreichen Mitgliedern des Rathes und erhielt das Versprechen, daß man seine kleine Truppe bei einer der ersten Compagnieen, die gebildet würden, einreihen wollte. Auf der andern Seite wachte er auch mit der größten Aufmerksamkeit über alle Ausgaben.

Sie hatten freilich manchmal harte Tage, allein der Capitain gab das Beispiel einer Resignation und eines Muthes, die sich jederzeit gleich blieben. In den schlimmsten Augenblicken kam die Vorsehung den Exilirten immer zu Hilfe: bald war es ein neuangekommener Kamerad, der sie aus der Verlegenheit rettete, bald ein Auftrag zu einer Arbeit, den der eine oder andere von ihnen erhielt. Nach und nach wurde auch die Anzahl der Gäste in der Hütte größer, was für jeden Einzelnen wieder eine Erleichterung war.

Endlich, gegen das Ende des Jahres 1791, bildete

sich ein Corps Emigranten. D'Amblemont erhielt eine Lieutenantstelle, Ermel und Montreuil ließen sich mit Freuden als gemeine Soldaten einkleiden, sowie auch Alain und Antonio. D'Amblemont ward mit der Dressur der Rekruten beauftragt und machte sich durch seinen Diensteifer und seine Thätigkeit bemerklich. Er war einer der ältesten Capitains, die bei dem neugebildeten Corps eingereiht wurden. In Kurzem erhielt er eine Compagnie, d. h. er wurde wieder Capitain, wie früher; allein unter seinen gemeinen Soldaten befanden sich Offiziere, die seine Collegen gewesen waren, Lieutenants, wie Ermel und Montreuil, endlich Unteroffiziere, Soldaten und Rekruten.

Um bei einer Truppe, die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt war, Disciplin aufrecht zu erhalten, bedurfte es einer außerordentlichen Strenge. Der Capitain behandelte auch wirklich seine Freunde Ermel und Montreuil mit derselben unerbittlichen Strenge, wie die gemeinsten Soldaten; außer Dienst jedoch war er, wie bisher, ihr Freund, suchte ihre Gesellschaft und stand ihnen als Mentor und Rathgeber zur Seite.

Die vereinigten Mächte sammelten Truppen. Die schwache Division, der die Compagnie d'Amblemont zugetheilt war, nahm ihre Winterquartiere im Herzogthum Luxemburg, unweit der Grenze. Wir müssen hier einige unruhvolle Tage mit Stillschweigen übergehen;

bald war davon die Rede, man wolle die Armee beurlauben, bald hieß es, die Emigrirten sollten unter fremde Truppen eingereiht werden. D'Amblemont bedauerte es, das Commando in den Händen des Herzogs von Braunschweig sehen zu müssen, es wäre ihm erwünschter gewesen, wenn die Emigrirten en masse unter Anführung eines französischen Prinzen gestanden hätten. Hieraus wurde jedoch nichts. Die Mächte vereitelten zum Theil die Bemühungen der Emigrirten, und als der Feldzug begann, da brachte Monsieur, der nachmalige Ludwig XVIII., nicht mehr als 6,000 Mann zusammen, während die verbündete Armee 150,000 Streiter zählte.

Der schon so lange drohende Krieg wurde am 20. April 1792 erklärt. Die Feindseligkeiten begannen sogleich. Die französische Armee drang in Belgien ein, allein auf einige schnell errungene Vortheile folgte ein Unglücksfall über den andern. Kaum angegriffen, flohen die Revolutionsmänner über die flandrische Grenze. Bei Quiévrain und Tournay geschlagen, warfen sie sich nach Lille, wo Besatzung und Volk den General Dillon und mehrere andere Offiziere, die man der Verrätherei beschuldigte, ermordeten.

Es kann natürlich nicht in unsern Plan gehören, die Operationen der beiden Armeeen genau zu verfolgen. Die Compagnie d'Amblemont ward gleich von Anfang an in Thätigkeit gesetzt, und zur Avant-Garde des

Centrums detachirt, obwohl der größte Theil der Emigrirten noch auf dem linken Flügel war. Zwei volle Monate hindurch kam die kleine französische Truppe immer auf Vorposten zu stehen und beinahe täglich in's Treffen. Die Preußen stellten die Emigrirten regelmäßig auf verlorene Posten, und die Revolutionsmänner gaben nie einem derselben Pardon, wer ihnen immer in die Hände fiel.

In diesen kleinen Gefechten schlug man sich immer mit dem Muthe der Verzweiflung. Nie ergab ein Soldat von der Compagnie d'Amblement sich freiwillig.

Große Schlachten, die das Schicksal ganzer Reiche entscheiden, und wo die Generale ihre gräßliche Schule machen, sind im Verhältnisse selten so mörderisch, als diese fortgesetzten Plänkeleien der Vorposten zweier Heere, die einander beobachten. Handelt es sich um große Manöver, so ist der Soldat nur ein winziger Punkt, der sich in einer vorgeschriebenen Richtung bewegt; was am Ende dieser Linie aus ihm wird, das weiß er nicht. — Etwas ganz Anderes ist es bei einem Häufchen, das höchstens aus zweihundert Mann besteht. Da weiß jeder Mann, um was es sich handelt, da hängt von der Aufmerksamkeit und Gewandtheit jedes Einzelnen sehr viel ab. So bei der Compagnie d'Amblemont. Die meisten seiner Leute hatten Erziehung genossen und besaßen Geist und schnelle Fassungsgabe.

Die Truppen von Dumouriez und Lafayette dagegen bestanden aus ungeschickten, kaum halb exercirten Rekruten, die von unerfahrenen Subalternoffizieren commandirt wurden. Bei den Vorpostengefechten erhielten sie gräßliche Lectionen.

Gewöhnlich marschirte die Compagnie d'Amblemont gegen elf Uhr in ihr Standquartier zurück, nachdem sie vorher beinahe immer den feindlichen Plänklern bedeutenden Schaden zugefügt hatten. Beim Appell stellte es sich oft heraus, daß man keinen Mann verloren hatte; manchmal aber, wenn das Gefecht hitziger gewesen war, hatte man sich wenigstens in Ordnung zurückgezogen und dem Feinde niemals einen Verwundeten gelassen. Nach dem Appell wurde gespeis't; war dann irgend einer der Braven gefallen, so ward ihm während des Mahles seine Leichenrede gehalten.

„Morgen kommt vielleicht die Reihe an mich," so dachte Jeder. Es betrübte sich indeß Keiner übermäßig, wozu hauptsächlich der Capitain beitrug, der als ächter Kriegsmann seine Leute immer bei heiterer Laune zu erhalten suchte.

War die preußische Armee nicht gerade auf dem Marsche begriffen, so forderte er Abends, nachdem er die Runde gemacht hatte, die Musiker auf, ihren Kameraden zum Tanze aufzuspielen. Ermel besaß wieder eine Violine und Montreuil ein Horn, das er auf dem

Schlachtfelde einem feindlichen Musiker abgenommen hatte, der noch froh gewesen war, so leichten Kaufes davonzukommen. Diese Beiden bildeten mit noch mehreren andern Volontairs, die ihnen halfen, ein vollständiges Orchester.

„Auf! Auf! Musik, meine Herren!“ sagte der Capitain lachend. „Wir wollen unsre Beine anf morgen üben!“

Befanden sie sich dann gerade in einem Dorfe, was öfters der Fall war, so fehlte es den galanten Voltigeurs auch nicht an Tänzerinnen. Zum größten Vergnügen Antonio's und Alains wechselten baskische und bretagnische Weisen mit deutschen Walzern ab. Antonio, der wieder heiter geworden war, seitdem er Tag für Tag mit Gefahren zu kämpfen hatte, die seiner würdig waren, gehörte zu den Allerunerschrockensten und war nächst Alain der beste Schütze.

Im Uebrigen diente Antonio ausschließlich dem Capitain, in dessen Schicksal er das seinige gekettet hatte; indeß war er auch den andern Mitgliedern der kleinen Reisegesellschaft auf's Aeußerste ergeben. Im Grunde interessirte ihn eigentlich die politische Frage sehr wenig. Er war ein Abenteurer, bereit, die Cocarde zu wechseln, sobald d'Amblemont sie wechselte; kurz, er war ein Baske, und damit ist Alles gesagt. Schon zweimal hatte er dem Capitain das Leben dadurch gerettet, daß er sich

feindlichen Reitern mit eigener Lebensgefahr entgegengeworfen hatte, was mehrere bedeutende Narben bewiesen. Alain dagegen wirkte ganz im Stillen; nur so viel wußte man von ihm, daß er seinen Mann nie fehlte. Auf dem Marsche wie in der Schlacht wich er nicht von Ermels Seite, und schloß seinen jungen Herrn auch täglich in sein Gebet ein.

Eines Tages traf man, bei'm Ausgange aus einem dichten Gehölze, auf Reiter, die mit verhängtem Zügel gegen die Compagnie ansprengten. Sogleich ließ der Capitain seinen Leuten das Signal geben, sich als Plänkler in dem Gehölze aufzustellen, was denn auch mit Blitzesschnelle geschah.

Ermel strauchelte im Laufe über eine Baumwurzel, that einen Fehlschritt und fiel, so daß die ganze Schwadron über ihn hätte wegreiten müssen. Da zögerte Alain keinen Augenblick: statt sich hinter einem Baume aufzustellen, rannte er der Schwadron mit gefälltem Bajonnet entgegen, gab auf Gerathewohl Feuer und tödtete das vorderste Pferd, das dem nächstfolgenden den Weg versperrte u. s. f. Ermel gewann auf diese Weise Zeit, aufzustehen und ebenfalls das Bajonnet zu fällen; allein die Husaren umzingelten die beiden Infanteristen und mehr als zwanzig Säbel waren über ihnen gezückt. In diesem Augenblicke krachte es im Gehölze, die Plänkler unterhielten ein wohlgezieltes Feuer, die Schwadron

gerieth in Unordnung, Ermel und Alain wurden unter einem Haufen von Leichen begraben. Indeß athmete Alain noch, denn ein abgesessener Husar, der den im Blute gebadeten Ermel vollends tödten wollte, ward plötzlich von ihm zu Boden geworfen. Alain zerbiß ihm die Kehle und rollte sodann mit ihm unter die Füße der Pferde.

Dieses gräßliche Schauspiel konnte Montreuil nicht ruhig mit ansehen, er verließ das Gehölz in schnellem Laufe und mehrere andere Emigranten folgten ihm. Der größte Theil der Husaren war davon geritten, um dem mörderischen Feuer, das von dem Gehölze herkam, zu entgehen; doch eilte eine kleine Abtheilung herbei, um die abgesessenen Reiter zu befreien. Es entstand eine gräßliche Verwirrung.

Capitain d'Amblemont befahl den Seinigen, sich zurückzuziehen, denn, sagte er, wenn die Compagnie sich auf diese Weise blosstellt, so werde sie ganz zusammengehauen werden. Montreuil und Antonio hatten Ermel unter den Füßen der Pferde hervorgezogen. Alain erhob sich mühsam und sagte:

„Lebt er noch?"

„Ja, Bruder," antwortete der Baske.

„Gott Lob!" sagte leise der Niederbretagner.

Sodann spie er einen Mund voll Blut aus, schloß die Augen und blieb bewegungslos auf dem Kampfplatze liegen.

D'Amblemont ließ zum Rückzuge blasen. Als die Husaren sahen, daß die Schützen ihre Posten verlassen hatten, sprengten sie im Galopp herbei; allein ehe sie ankamen, hatte der Capitain die Ordnung bereits wieder hergestellt und der Rittmeister commandirte: „Halt!"

14.

Gegen das Ende des eben erwähnten Scharmützels zeigten sich auf verschiedenen Seiten Truppen; und die Compagnie d'Amblemont stellte sich nicht weit von dem Orte, wo der zuletzt erzählte Vorfall statt gefunden hatte, in Schlachtordnung auf.

Die Verwundeten, worunter auch Alain Gavesio, wurden aufgehoben; sodann kehrten, nach einigen Schüssen aus der Ferne, die beiden vorgeschobenen Corps in ihre Standquartiere zurück.

Es war Mittag, als die Compagnie d'Amblemont in dem Dorfe ankam, wo sie ungefähr seit einer Woche provisorisch einquartiert war. Nach dem Appell ließ der Capitain die Compagnie dieses Mal nicht gleich einrücken; seine Stirn war gerunzelt, und seine Worte unfreundlicher als sonst.

„Ich bin sehr unzufrieden," fuhr er heraus. „Es haben Mehrere ihren Posten verlassen; ihre Unvorsichtigkeit ist Schuld an dem erlittenen Verluste. Voltigeurs! diese Erinnerung mag für dieses Mal genügen; käme etwas Aehnliches wieder vor, so würde ich mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, mit strengen Strafen einzuschreiten."

Nach diesen Worten ging er an der Compagnie hinab. —

„Herr von Montreuil," sagte er, als er zu diesem kam, „Sie haben hoffentlich gehört, was ich sagte; Sie haben das schlimme Beispiel gegeben. Wenn ich Einen strafen wollte, so müßte ich mit Ihnen den Anfang machen."

„Allein, Capitain," entgegnete Montreuil, „ohne mich wären La Faugerais und Alain niedergehauen worden."

„Stille!" unterbrach ihn der Capitain, und richtete sofort an Antonio und mehrere andere Schützen die gleiche Ermahnung.

Sodann ließ er einrücken, die Leute verzehrten ihr Mahl, und setzten ihre Waffen wieder in Stand. Der Capitain übergab den Befehl seinem Lieutenant, ebenfalls einem alten Offiziere, und ging sodann spazieren.

Alain war voller Wunden. Er hatte mehrere Schüsse und eine große Anzahl Säbelhiebe erhalten, und

sein von den Pferden zertretener Körper war lauter Quetschungen. Man wußte nicht einmal, ob etwas bei ihm gebrochen war, so sehr war sein Fleisch geschwollen.

Ermel war eben so traurig daran.

Die beiden Verwundeten lagen neben einander, ohne jedoch einander zu sehen, denn kaum athmeten sie noch. In einiger Entfernung lagen andere, gleichfalls schwer verwundete Voltigeurs. Der Capitain erkundigte sich nach Allen gleich angelegentlich, empfahl sie den Aerzten und Krankenwärtern, und wies Letztere an, ihn sogleich davon zu benachrichtigen, wenn einem seiner Kameraden etwas abgehe. Denjenigen, der Ermel und Alain zu pflegen hatte, nahm er bei Seite, drückte ihm ein Goldstück in die Hand, und sagte:

„Bedürfen sie irgend Etwas, so benachrichtige man mich augenblicklich davon.“

„Sehr wohl, mein Capitain!“ erwiederte der Krankenwärter.

Tief erschüttert entfernte sich d'Amblemont. Unter allen seinen Gefährten war Ermel, sein vormaliger Lieutenant, unstreitig derjenige, den er am meisten liebte, und doch hat der Leser gesehen, wie strenge er diejenigen tadelte, die zu seinem Beistande sich aus dem Gehölze herauswagten. In einem Offiziere vereinigen sich gleichsam zwei Menschen. Eine gebieterische Pflicht überwiegt bei ihm alle persönlichen Rücksichten. Die Disciplin

geht bei ihm persönlicher Zuneigung, und das Wohl seiner Abtheilung der Rettung eines Sohnes oder Bruders vor, den feindliche Bajonnette bedrohen.

Montreuil erhielt die Erlaubniß, die beiden Verwundeten zu besuchen; sie erkannten ihn nicht, indeß gaben die Chirurgen doch nicht alle Hoffnung auf. Antonio mußte sich täglich nach dem Krankenhause begeben, und nach dem Befinden der kampfunfähigen Voltigeurs fragen; allein eine gleich darauf statthabende Truppenbewegung machte es d'Amblemont unmöglich, fernere Erkundigungen über sie einzuziehen. Die Compagnie mußte sechs Meilen weiter südwestlich marschiren, wo sie mit den Truppen der Avant-Garde campirte. Die Kranken und Verwundeten wurden nach Bastogne abgeführt. —

Die preußische Armee hielt fortwährend das Centrum inne, ohne jedoch irgend etwas Entscheidendes auszuführen. Der König von Preußen wäre gern etwas kühner zu Werke gegangen, allein der Herzog von Braunschweig zögerte fortwährend. Bei jeder Gelegenheit zeichnete die Compagnie d'Amblemont sich aus. Ihre Reihen waren zwar etwas gelichtet, allein es kamen unaufhörlich frische Emigranten an, die begierig waren, ihre Gefahren zu theilen.

Ermel und Alain, von denen man gar keine Nachricht hatte, galten für todt. Das letzte Mal, wo Anto-

nio sie gesehen, hatten alle Sachverständige sie aufgegeben. An demselben Abende trat die Compagnie ihren Marsch an, und am folgenden Tage erfuhr man, daß die Kranken anderswohin gebracht worden seien. Montreuil war äußerst betrübt; der Capitain sagte gar nicht, wie sehr er den jungen Edelmann bedauerte, nur Antonio wußte, daß Ermels Verlust ihn betrübte, denn zu Hause that der alte Krieger sich nicht so viel Gewalt an, als vor der Front, wo er seine Voltigeurs immer zur Heiterkeit aufmunterte. Die Tänzer bedauerten den Verlust ihres ersten Violinisten. Im Uebrigen ging bei der Compagnie Alles seinen alten Gang, wie es eben im Kriege geht.

Das Lazareth, in welches man die Verwundeten von der Compagnie d'Amblemont gebracht hatte, war an dem Abende nach dem oben beschriebenen Gefechte in dem Gehölze in das Dörfchen Bischover verlegt worden, worein die Emigranten einige Zeit vorher einquartiert gewesen waren. Hier hatten sie während ihres achttägigen Aufenthaltes sich äußerst beliebt gemacht. Da war kein Mädchen, keine junge Frau, die nicht mit irgend einem der Voltigeurs getanzt hätte. Ermel, der erste Violinist der Compagnie, hatte durch sein musikalisches Talent sich viele Freunde erworben. Alain hatte in einem Scheibenschießen den Preis davon getragen. Die heitere Geschwätzigkeit der Franzosen, ihre Höflichkeit, die gegen die Ma-

nieren der Soldaten der verbündeten Armee so auffallend abstach, so wie ihr bescheidenes und rücksichtsvolles Benehmen überhaupt hatten ihnen unter den gutmüthigen Bewohnern des Dorfes schnell eine Menge Freunde erworben.

Als Mutter Winterhalfen erfuhr, daß Ermel „der Violinist“ und Alain „der Schütze“ so schwer verwundet im Lazarethe lägen, begab sie sich in eigener Person dahin, und gab dem treuen Basker zu verstehen, daß sie sich derselben annehmen wolle.

Mutter Winterhalfen war eine der Notabilitäten von Bischover; ihr Gemahl galt für den Schöngeist des Dörfchens, und diesen Schöngeist hatte sie vollkommen in ihrer Gewalt. Bedenkt man ferner, daß die Familie eine geräumige, hübsch angestrichene, mit Reben umwachsene und mit einem eisernen Gitter gezierte Wohnung hatte, und daß die vier Söhne und drei Töchter des Hauses alle hübsch gewachsen, blond und sehr freundlich waren, so wird man wohl begreifen, daß obiges Versprechen der würdigen Mutter für die Freunde der Verwundeten sehr beruhigend war.

Zum Glück war das Lazareth überfüllt, und es ward beschlossen, die Kranken nach Bastogne zu bringen. Nun gab es aber in dem Lazarethe drei Klassen von Kranken: Solche, die stark auf dem Wege der Genesung waren, diese wurden der Division nachgeschickt; Solche,

die großer Schonung bedurften, die man aber noch zu retten hoffte, diese brachte man in die Feldspitäler; und endlich solche, die man ganz aufgab. Unter den Letzteren waren Ermel und Alain. Der Arzt erklärte, es wäre eine Thorheit, sich mit Leuten, die doch zu nichts mehr taugten, herumzuschleppen. Es ward also beschlossen, dieselben der Pflege der Dorfbewohner zu überlassen, welche sie bis zu ihrem Ende bei sich behalten, und sodann anständig begraben sollten.

Dieses war ein Glück. Die gute Mutter Winterhalfen nahm sogleich Ermel de La Faugerais und seinen Diener zu sich. Bald lagen Beide in prächtigen Betten, und wurden auf's Beste verpflegt, so daß sie, zur Schande der Militärärzte, in Kurzem wieder so ziemlich zu sich kamen. Alain öffnete die Augen zuerst. Er blickte nach Ermel, der neben ihm lag, und wollte eine Frage an ihn richten, kam aber damit nicht zu Stande. Eine der Töchter des Hauses legte ihm einen Finger auf den Mund, und bedeutete ihm, daß Alles gut stehe, und der Niederbretagner schlief wieder ruhig ein.

An demselben Tage ward auch bei Ermel eine Bewegung sichtbar; man eilte an sein Lager, er stieß einen Seufzer aus, öffnete die Augenlieder und sprach einige unverständliche Worte. Endlich stellte das Fieber, worauf der Feldarzt vergeblich gewartet hatte, sich ein.

Ermel trug das silberne Kreuzchen, das seine Groß-

mutter ihm gegeben hatte, immer noch am Halse; die guten Leute sahen dieses, zeigten es einander mit frommer Rührung, und schrieben sein Wiedererwachen natürlich einem Wunder zu.

Endlich vernarbten die Beschädigungen der Verwundeten; die Brüche waren nicht von Bedeutung gewesen, und zweckmäßig behandelt worden; das Uebrige that die sorgsame Pflege der ehrlichen Deutschen. Kaum hatten Ermel und Alain zwei Tage bei Mutter Winterhalsen zugebracht, als Besinnung und Sprache bei ihnen wiederkehrten.

„Nun, Herr Ermel," fragte der Niederbretagner, „wie ist Ihnen?"

„Ich erhole mich wieder, Alain; und Du?"

„Wenn Sie leben, so werde ich auch leben; das versteht sich."

„Stille! stille!" sagte auf deutsch Mutter Winterhalsen... „Lasset sie doch nicht sprechen, ihr Mädchen ... Wo hast Du Deine Gedanken, Grethchen? hieß ich Dich nicht kalte Umschläge auf die Stirn des hübschen Violinisten machen? Und Du, Röschen, hast Du Gustav nach dem Arzte geschickt? Nun, Marie, Deiner Pflege übergab ich ja den Meister Schützen (so nannte man Alain); man muß ihm ein wenig Thee zu trinken geben."

„Mein Gott, wo sind wir denn?" fragte Ermel.

„Bei den Engeln, denk' ich," erwiederte der Baske.

Grethchen und Marie machten diesem Gespräche ein Ende. Endlich erkannte Ermel die Mädchen; als jedoch das Fieber bei ihm nachließ, da schlief er wiederum ein, und träumte, daß Franzesa von Kerfuntun bei ihm wache. Am Abende erschien der Arzt des Dorfes und gab einige einfache Verhaltungsmaßregeln, die genau befolgt wurden.

Es war Anfangs August 1792. Acht Tage später trat bei dem Herrn, wie bei dem Diener, vollständige Genesung ein. Ihre gastlichen Freunde waren entzückt.

Indeß begann die verbündete Armee sich in Bewegung zu setzen, trotz der Langsamkeit der Oestreicher, die statt der Anfangs versprochenen 50,000 Mann unter dem Fürsten von Hohenlohe kaum 18,000 sandten. Kaum war Ermel wieder zum Bewußtsein gekommen, so empfand er ein lebhaftes Verlangen, zu erfahren, was aus der Compagnie d'Amblemont geworden wäre; und obgleich er seit langer Zeit sich nicht so wohl befunden hatte, wie bei der Familie Winterhalfen, so erwartete er doch mit Ungeduld den Augenblick, wo er wieder kampffähig würde. Diese Ungeduld theilte Alain eben nicht; nur die Furcht, sich von Alain trennen zu müssen, vermochte ihn mit dem Gedanken an eine baldige Abreise zu versöhnen. „Das Uebrige, sagte er, hängt von der Gnade Gottes ab."

Als Mutter Winterhalfen, die von Antonio das

Nähere über die Affaire bei dem Gehölze erfahren hatte, dieses Ermel mittheilte, da wollte der Edelmann seinem braven Gefährten seinen Dank bezeigen; allein Alain erwiderte kurz:

„Genug, Herr Ermel, ich bitte Sie; ich bin der Sohn von Peter Gavesio, und somit wissen Sie Alles."

Ermel drückte dem Niederbretagner brüderlich die Hand, worüber Letzterer freudig erröthete. Die Deutschen, welche verstanden oder wenigstens ahnten, was zwischen Beiden vorging, sahen der Scene mit Rührung zu. Die Fremden stiegen ungemein in ihrer Achtung, Vater Winterhalfen sagte in gewichtigem Tone, die Franzosen in ihrer Gegend müßten doch gute Christen sein, sodann leerte er in mächtigen Zügen ein Glas auf die Gesundheit des Jean-François de La Faugerais, des Peter Gavesio, sowie ihrer Kinder und Enkel.

„Es gilt auch denen, die an unserem Tische sitzen!" fügte er hinzu.

„Möge Gott mit ihnen sein!" sagte die Mutter.

In diese Wünsche ihrer Aeltern stimmten auch die Söhne und Töchter mit ein. Ermel und Alain thate herzlich Bescheid.

„Noch einige Tage ein solches Leben," sagte der Edelmann lustig, „und wir müssen wieder in den Krieg ziehen, wir werden Euch jedoch fortwährend in dankbarem Andenken behalten."

„Mutter Winterhalfen," sagte Alain, „meiner Treu, wenn ich nicht zu Hause eine hübsche Brünette zur Verlobten hätte, so thäte mir hier die Wahl zwischen den drei reizenden Blondinen wehe."

Die drei Blondinen lachten.

„Auf die Gesundheit Ihrer Brünette!"

„Auf die Gesundheit der drei Blondinen!" rief Ermel. —

„Und Sie, Herr Chevalier," denn diesen Namen gab Alain seinem jungen Herrn, „haben Sie nicht auch eine Brünette oder Blondine zu Hause, die man ebenfalls hoch leben lassen könnte?"

Ermel erröthete.

„Wohlan," rief die Mutter, „auch sie lebe, wie die Uebrigen!"

15.

Am 20. August 1792 stand die preußische Armee vor Longwy, das am 22. die Thore öffnete. In den Reihen der Revolutionsarmee herrschte die größte Unordnung. La Fayette hatte sich gezwungen gesehen, über die Gränze zu gehen, und war den Oestreichern in die Hände gefallen; Dumouriez, der an seine Stelle getreten war, flößte den Truppen noch nicht das gehörige Vertrauen ein.

Die Preußen rückten vor, belagerten Thionville, und marschirten gegen Verdun. Allein diese mit Erfolg gekrönten Operationen wurden nicht genügend verfolgt; da war kein Zusammenhalten, keine Einheit des Planes. Den Verbündeten brachte ihre Uneinigkeit noch mehr Schaden, als der französischen Armee ihre fehlerhafte Organisirung und ihre Schwäche.

Dumouriez gelang es, sein Ansehen zu befestigen, während die Anmaßung des Königs von Preußen und die Langsamkeit des Herzogs von Braunschweig die Verbündeten zu keinem bestimmten Entschlusse gelangen ließen.

Die Compagnie d'Amblemont hatte sich indessen mit den französischen Truppen unter den Prinzen vereinigt, und nahm fortwährend thätigen Antheil an dem Feldzuge. War auch diese Compagnie nicht so glänzend, als die von dem Grafen von Artois commandirte Reiterei, so zeichnete sie sich doch durch gute Haltung vor allen anderen Corps der Emigranten aus. Keines manövrirte besser und gewandter. d'Amblemont bewies hier eben so viel Eifer, eben die militairische Energie, die er bei der Avant-Garde entwickelt hatte. Er diente unter französischen Prinzen; er trug wieder die Cocarde, die er in seinen ersten Feldzügen getragen; die Fahne, die im Centrum seiner Colonne wehte, war dieselbe, die er, bei'm Anfange seiner militairischen Laufbahn, in der Schlacht bei Johannisberg hatte wehen sehen...

Wir verließen Ermel de la Faugerais und Alain Gavesio zu Bischover bei der gastlichen Familie Winterhalfen, wie sie eben einen Toast auf die Schönen der Bretagne und Luxemburgs ausbrachte. Zehn Tage später campirte die Compagnie d'Amblemont unweit von Thionville, auf der Straße nach Metz. Es war dieses ein Ehrenposten. Von lärmenden Spielen war keine

Rede, der Posten erforderte die größte Aufmerksamkeit. Ein Piket hielt Wache vor einem kleinen Erdhügel, der das Detachement dem Blicke entzog. Selbst solche, die sich nicht gerade im Dienste befanden, waren immerwährend auf ihrer Hut; ihre Gewehre lagen neben ihnen auf der Erde, während sie zum Zeitvertreibe plauderten. Montreuil unterhielt sich mit einigen anderen jungen Voltigeurs; in einiger Entfernung lagen mehrere alte Capitains auf ihren Mänteln und rauchten ruhig ihr Pfeifchen; gleich daneben spielten Mehrere Karten, unter diesen war auch Antonio. Capitain d'Amblemont ging mit seinen Lieutenants auf und ab. Plötzlich traten zwei Voltigeurs auf ihn zu. Der alte Offizier blickte auf; ein Ausruf der Ueberraschung; sodann öffnete er die Arme, und sagte:

„Wie? Sie hier, mein theurer La Faugerais!"

„Ich selbst," sagte Ermel, die Umarmung erwidernd:

Alain stand, die Hand an der Mütze, aufrecht in einiger Entfernung. Da er blaß und abgemagert war, so erkannte d'Amblemont ihn erst bei näherer Besichtigung. —

„Ah! Ah! auch Du, mein braver Junge?"

„Wie Sie sehen, Capitain."

„Nun... nun..." sagte der Capitain in ziemlich strengem Tone weiter; „ich bin erfreut, Dich wieder uz

sehen; allein wir haben noch etwas Altes mit einander abzumachen."

Unbeweglich wie eine Bildsäule behielt der Voltigeur seine respectvolle Stellung bei.

„Du wärest beinahe umgekommen, und das wäre nicht mehr als billig gewesen; Du verließest Deinen Posten, und das ist nicht recht, mein Junge. Durch Deine Schuld wäre beinahe die ganze Compagnie in's Verderben gerathen... Davon haben Sie nichts gesehen, La Faugerais; ... aus Treue gegen Sie brachte er alle unsere Kameraden in die größte Gefahr."

Ermel wußte nichts zu antworten; Alain jedoch entgegnete ohne Zaudern:

„Verzeihung! Aber ich verstehe Sie nicht recht. Hätte ich Herrn Ermel unter den Füßen der Pferde liegen lassen sollen?"

„Du hättest auf Deinem Posten bleiben und von da aus feuern sollen."

„Indessen wäre aber die Reiterei über ihn weggesprengt, und er wäre verloren gewesen; konnte ich da ruhig hinter meinem Baume stehen bleiben?"

„Der Dienst geht Allem vor."

„Ja, der Dienst Ermels, Capitain. Ich wollte lieber sterben, um ihn zu retten, als im anderen Falle General werden."

d'Amblemont wandte sich ab, denn die Worte des

Niederbretagners hatten ein Lächeln auf seine Lippen, und eine Thräne in seine Augen gelockt, und sagte in milderem Tone:

„Genau genommen, ist das Wohl der Compagnie und der Dienst des Königs unsere erste Pflicht."

„Meine erste Pflicht, Capitain, — mein Vater hat mir dieses selbst gesagt — ist die, für Herrn Ermel zu sterben. Beginnen Sie mit mir, was Sie wollen, morgen wie heute und gestern bleibt dieses meine Absicht."

Ermel unterbrach seinen Diener.

„Genug, Alain; wie könnte ich..."

„Schon gut, Herr Chevalier," fiel Alain ein.

„Meinetwegen," sagte der Capitain; „ich habe Unrecht, das sehe ich wohl; gehe in Frieden, Gavesio, und handle in Zukunft, wie bisher."

„Danke für diese Erlaubniß," sagte der Voltigeur, dachte aber dabei, er hätte sie gar nicht gebraucht.

Indessen hatten auch die Anderen Ermel und Alain erkannt; ihre Freunde kamen herzu, und begrüßten sie. Montreuil jubelte; Antonio drückte dem Niederbretagner entzückt die Hand, und rief:

„So wahr ich ein Baske bin, Du bist ein braver Bursche..."

„Hm," erwiderte Alain, „ich glaube, Du würdest dasselbe für den Capitain thun, was ich für meinen

Herrn gethan habe. Oder rühren diese Säbelhiebe in Deinem Gesichte etwa von einem Spaße her?"

„Sprechen wir nicht davon. Ich kenne Dich nun besser."

„Gut!" sagte Alain, den Antonio zum Spiele fortzog.

Nun war Ermel von seinen Kameraden umringt.

„Wie bist Du davon gekommen?"

„Was wurde aus Dir?"

„Wir hielten Dich für todt."

„Es hieß, Du seiest nach Bastogne gebracht worden."

„Was hattest Du für Wunden?"

„Woher kommst Du zunächst?"

Alle diese Fragen hätte er auf einmal beantworten sollen, so daß er gar nicht wußte, wo er sich zuerst hinwenden sollte. Endlich setzte man sich, und Capitain d'Amblemont, der die Scene mit angesehen hatte, nahm neben seinem jungen Freunde Platz, um die Erzählung desselben ebenfalls mit anzuhören.

Ermel begann, bei seinem Erwachen habe er in einem hübschen Bette, im Hause der Mutter Winterhalfen gelegen. Die ganze Compagnie kannte diese.

„Und Röschen? Und Marie? Und Grethchen?" riefen die jungen Leute.

„Sie pflegten uns, Alain und mich.“

„O fortunatos nimium!“ citirte ein Bewundrer der Bischover Schönen.

„Keine Unterbrechung!“

„Stille!“

„Und ihr könnt Euch gar keine Vorstellung von der zarten Aufmerksamkeit der braven Leute machen,“ fuhr Ermel fort.

„Ich wollte wetten, Grethchen hat ihm seinen Thee gereicht ...“

„Es war wenigstens eine ihrer Schwestern,“ sagte Ermel lachend. „Nun, ich kam wieder zu mir, nachdem die preußischen Chirurgen mich schon gänzlich aufgegeben hatten...“

„Das macht ihnen Ehre.“

„Sie sind Esel, das ist ausgemacht!“ bemerkte Montreuil.

„Ich war indeß sehr schlimm daran.“

„Das glaub' ich.“

„Montreuil, seien Sie doch stille! Weiter!“

„Ich hatte einen Schuß in jedem Arme, einen Säbelhieb auf dem Kopfe, die Finger der rechten Hand waren gebrochen, ein gräßliches Fieber hatte sich eingestellt!... Alain war noch einmal so schlimm daran, als ich.“

„Und nun?“ fragten theilnehmend mehrere Kameraden. —

„Mir geht es gut, ihm ziemlich erträglich.“

„Warum aber sobald schon zurückkehren? Du kannst die Strapazen des Feldzuges noch nicht ertragen.“

„An seiner Stelle wäre ich hübsch geblieben, wo ich gewesen wäre, wenn auch nur dem schönen Grethchen zu Liebe.“

„Es hing blos von uns ab, zu bleiben; Mutter Winterhalfen wollte uns nicht gehen lassen, allein ich bestand darauf. Wäre nur meine linke Hand besser, so wollte ich über Nichts mehr klagen.“

Ermel erzählte sodann, wie sie wieder nach Longry und Thionville gekommen seien; auf dem Wege hätten seine und Alains Kräfte wieder zugenommen, und er zweifele nicht, daß sie in wenigen Tagen wieder gänzlich hergestellt sein würden. Die jungen Voltigeurs waren unerschöpflich im Lobe der hübschen Töchter Winterhalfens und der Bischover Schönen überhaupt; ihre achttägige Einquartierung daselbst war ein eigentliches Freudenfest gewesen.

„Wir hätten,“ rief Montreuil „bei'm Abmarsche eine Denksäule daselbst errichten sollen, mit der Inschrift: „Hier war das Capua der Compagnie d'Amblemont.“ —

Alles lachte, und überließ sich der heitersten Stimmung, als plötzlich in der Nähe des genannten Erdaufwurfes ein Schuß fiel.

„Zu den Waffen! In Reih' und Glied!" commandirte der Capitain.

Das Piket entfaltete sich auf der Höhe; die Compagnie rückte im Sturmschritt vor. Auf der ganzen Linie hörte man das Allarmzeichen. In einem Augenblick waren alle Päſſe beſetzt, und eine gut unterhaltene Linie hergeſtellt. Die Feinde, die sich unerwarteter Weise bei den Vorposten gezeigt hatten, bildeten einen Theil der Truppen, die gegen Metz marschirten. Man hatte den Befehl, sich nicht zu weit vorzuwagen, um in keinen Hinterhalt zu fallen; nun war die Cavallerie bei'm Recognosciren etwas zu weit gegangen und dieses war Alles. —

Indeß sprengten Ordonnanzoffiziere die Linie auf und ab, und in Kurzem bildeten sich Colonnen. Die Compagnie d'Amblemont folgte der allgemeinen Bewegung. Man marschirte gegen Verdun, indem man Sedan, das Generalquartier von Dumouriez, rechts, und Metz links liegen ließ.

Von seiner moralischen Kraft gehoben, blieb Ermel nicht zurück; Montreuil trug von Zeit zu Zeit seine Tornister. Auf gleiche Weise unterstützte Antonio den armen

Alain, der immer schwer aufseufzte, so oft Ermel die Last wieder aufnahm. Abends lagen sie auf dem bloßen Boden, das Wetter war naßkalt. Alain bot Ermel seinen Mantel als Decke an, worüber folgendes Gespräch entstand:

„Mein Herr, wenn Sie meinen Mantel nähmen?"

„Es ist unnöthig, ich friere nicht."

„Sie zittern ja vor Frost. Bedenken Sie, daß Sie vor zehn Tagen noch gefährlich krank waren."

„Nun bin ich aber gesund, mein guter Alain. Ich danke."

„Das ist einerlei."

„Nein, das ist nicht einerlei. Du selbst bist erst auf dem Wege der Genesung, Du würdest Schaden nehmen ..."

Endlich mußte Alain nachgeben.

Am 2. Sept. ergab Verdun sich an den Herzog von Braunschweig, der nun Halt machte und sich mit der Einnahme von Stenay begnügte. Anstatt vorzurücken oder durch Eroberung der festen Plätze in ihrem Rücken sich zu decken, breitete die verbündete Armee sich in den Ebenen an den Ufern der Maas aus.

Am 11. desselben Monats kam der Kronprinz an, wie bereits oben bemerkt wurde. d'Amblemont passirte

die Revue vor den Prinzen, und erhielt das gebührende Lob für die Leistungen seiner Compagnie.

„Nun, Alain, wenn wir zu Bischover geblieben wären!“ sagte Ermel begeistert.

„Da hätten Sie,“ entgegnete kalt der Niederbretagner, „vergangene Nacht in einem guten Bette geschlafen, und dürften die nächste nicht unter freiem Himmel zubringen.“

„Sind wir hierher gekommen, um müssig zu gehen?“

„Gewiß nicht. Aber wenn nur Ihre linke Hand besser wäre!“

„Ich kann ja mein Gewehr handhaben, und mehr will ich nicht. Es lebe der König!“

Dieser für alle Emigranten denkwürdige Tag war besonders glücklich für die Compagnie d'Amblemont, die sich mit den Truppen der Prinzen vereinigte. Ermel befand sich ganz wohl, so daß er am folgenden Tage, nach einem weiten Marsche, an den Spielen der Gesellschaft Theil nehmen konnte. Diese campirte nicht weit von Varennes, einem Orte, an den sich so gräßliche Erinnerungen knüpften.

„Hier,“ sagten die Emigranten, „haben die Revolutionsmänner den König angehalten, uns aber sollen sie nicht anhalten, und wir wollen ihn befreien!“

Diese Vorsätze verscheuchten die traurigen Gedanken, die der Anblick des Gegners hervorrief.

Am zweitfolgenden Tage bewerkstelligte die Compagnie ihre Vereinigung mit einem neuen Corps Emigranten und Oestreicher, unter dem Fürsten von Ligne. Es ward allgemeine Brüderschaft geschlossen. Ermel suchte Nachmittags seine Violine wieder hervor, Montreuil nahm sein Horn zur Hand, und in Kurzem bildete sich eine bedeutende Musikbande. Der Vereinigung zu Ehren wurde das famose Potpourri von Poitiers, das während der Abwesenheit La Faugerais in gänzliche Vergessenheit gerathen zu sein schien, wieder gespielt und gesungen.

Die Oestreicher begriffen nicht, wie die Franzosen so lustig sein konnten. Es war naßkalt, die Leute standen im Kothe bis an die Knöchel, nichts zu essen, nichts zu trinken, nicht einmal ein Gläschen Schnick oder Schnaps, oder nur ein Schoppen Bier.

Antonio sprang auf gut baskisch; Alain sah mit inniger Freude zu; Ermel leitete das Orchester. Montreuil sang zur allgemeinen Belustigung einige Travestieen von Revolutionsliedern. d'Amblemont sprach Allen zu.

„So ist's recht, Kameraden. So soll's im Kriege sein. Heiterkeit erhält Leib und Seele aufrecht. Morgen vorwärts!“

Und nun begann ein Tanzen und Springen, daß es eine wahre Freude war, zuzusehen.

„Bravo! Ausgezeichnet!“ rief der Capitain, „ich hoffe, heute Abend frieren sie nicht.“

„Es wird ihnen morgen dafür desto wärmer werden,“ bemerkte ein Zuschauer.

Und so war es in der That. Am folgenden Tage fand das Treffen bei Croix-aux-Bois statt.

16.

Dumouriez hatte die Karte vor sich liegen und sagte zu einem seiner Offiziere, indem er auf den Wald von Argonne hinwies:

„Dieses ist das Thermopylä Frankreichs; kann ich vor den Feinden hier sein, so ist Alles gewonnen!“

Dieser berühmte Wald ist etwa fünfzehn Meilen groß und liegt zwischen Sedan und Passavant. Sein Terrain ist uneben: Gewässer, Schluchten und Abgründe wechseln mit einander ab, und eine Armee kann unmöglich hindurchkommen, außer etwa an einigen Stellen, die Dumouriez besetzen zu müssen glaubte.

Trotz der schlechten Beschaffenheit seiner Truppen, die einem panischen Schrecken unterlagen und jeden Augenblick Verrath befürchteten, wußte Dumouriez sich dennoch die Langsamkeit und die Mißgriffe der Verbündeten zu

Nutze zu machen, und führte seinen Plan mit der Klugheit und Kühnheit eines großen Generals durch. Während die Preußen ihre Zeit mit unnützen Scharmützeln verloren, bemächtigte er sich der fünf Durchgänge. Als er des Erfolges einmal ganz sicher war, schrieb er an die betreffenden Behörden: „Er stehe an den Thermopylen, hoffe aber glücklicher zu sein als Leonidas.“

Alle seine Berechnungen schlugen nach Wunsch ein, die kühnsten Märsche blieben unentdeckt, er war Herr der wichtigsten Stellungen und hatte bereits einige bedeutende Vortheile errungen. Indeß erkannte Braunschweig das Hinderniß, das ihm im Wege stand, und da er nicht mehr durch den Wald kommen konnte, so beschloß er, denselben zu umgehen. Plötzlich erfuhr er, daß die Bewachung eines minder wichtigen Passes von dem französischen General vernachlässigt worden. Dumouriez war nicht gehörig unterrichtet und hatte den Posten von Croix-aux-Bois nicht hinlänglich stark besetzt. Der Fürst von Ligne erhielt den Befehl, ihn aufzuheben. Die Emigranten brachen hervor, warfen Alles vor sich nieder, und erfochten an diesem Tage einen vollständigen Sieg.

Ermel that Wunder der Tapferkeit, es schien, als wollte er die verlorne Zeit wieder einbringen; Alain war ihm immer auf den Fersen. Die Schützen d'Amblemonts hatten beinahe sämmtlich die Ehre, an diesem ersten Ge-

fechte Antheil zu nehmen, dem ein dreitägiger blutiger Kampf folgte.

Dumouriez schickte den General Chasot mit einer hinreichenden Anzahl von Leuten zur Bekämpfung der Oesterreicher und Emigrirten ab. Am 15. September war der Andrang der Franzosen furchtbar. Der Fürst von Ligne ermahnte seine Truppen zum Aushalten und gab selbst das Beispiel eines hartnäckigen Widerstandes; d'Amblemont und seine Voltigeurs hatten ein Peloton gebildet und standen unerschütterlich. Allein die Oesterreicher wichen vor dem Ungestüm der Franzosen; der Fürst von Ligne fiel. Die Emigrirten mußten sich zurückziehen, wenn sie nicht von Chasot umzingelt werden wollten, der auf das heldenmüthige Häufchen mit Kartätschen feuern ließ. —

Zwei Stunden später begann der Kampf von Neuem. Dieses Mal war es an den Emigrirten, die Offensive zu ergreifen, sie brannten vor Begierde, die frische Scharte auszuwetzen. Unterstützt von den Oesterreichern, die sich wieder gesammelt hatten, verjagten sie die Revolutionsarmee in einem Augenblicke; der Durchgang war erzwungen die Straße nach Paris stand offen. Dumouriez gestand selbst, seine Armee wäre verloren gewesen, wenn der Feind seinen Vortheil zu benutzen verstanden hätte. Allein die Unentschlossenheit der Verbündeten gab ihm Zeit, Alles wieder gut zu machen.

Der dreitägige Kampf bei Croix-aux-Bois war reich an Zügen der Tapferkeit und Kühnheit. Bei dem Rückzuge hielt d'Amblemont mit eben so viel Klugheit als Tapferkeit mehrmals gegen die beiden Brigaden Chasot's mit seiner Compagnie allein Stand. Mehrmals fanden auch Angriffe mit dem Bajonnette Statt, wobei auf beiden Seiten mit gleicher Wuth gekämpft wurde. Während die vorderen Reihen einander zu durchbrechen suchten, unterhielten die hinteren ein wohlgezieltes Feuer. Zur Abwechselung wurde die Compagnie d'Amblemont auch zum Plänkeln aufgestellt, eine Kampfart, worin sie sich besonders auszeichnete; ihr Capitain wußte immer die beste Stellung zu nehmen. Bei dem letzten Angriffe fochten die Emigrirten wie Verzweifelte. Montreuil, Ermel und Alain blieben wie durch ein Wunder von einem Hagel von Kartätschenkugeln unversehrt. Antonio, der immer in der Nähe des Capitains geblieben war, fand nachher zehn Kugeln in seinen Kleidern, und zog daraus den sehr richtigen Schluß, daß die Affaire doch ernsthaft gewesen sein müsse. —

Der Sieg war traurig, so traurig, als der Krieg und seine Ursachen; es fielen so viele Tapfere, daß Jeder einen Freund und eine große Anzahl Waffenbrüder zu betrauern hatte. Der Capitain schickte seinen Basken zum Bagage-Depot ab, wo sich ein emigrirter Priester befand, und ließ diesen ersuchen, er möchte sich nach dem Kampf-

platze begeben. Es wurde eine tiefe Grube gegraben, worin Freunde und Feinde gemeinschaftlich ruhen sollten. Dieselbe Compagnie, deren ausgelassene Fröhlichkeit drei Tage zuvor die Oesterreicher in Erstaunen gesetzt hatte, erbaute nun diese durch ihre Andacht und ihre Achtung für die Todten.

Die Compagnie d'Amblemont bestand offenbar aus lauter frommen Leuten, die ihre Prinzipien höher achteten, als ihr Interesse, und deren Ueberzeugung zwar durch Unglück gehemmt, aber nur desto fester geworden war, denn im Leiden erst entwickelt sich der Glaube. Monarchie und Religion waren beide verfolgt und machten gemeinschaftliche Sache; konnten nun aber die Vertheidiger der ersteren nicht zugleich treue Anhänger der letzteren sein? —

Es gab freilich zu Koblenz eine Classe von Emigrirten, die es oft bedauerten, daß sie nicht lieber zu Hause geblieben waren. Solchen fielen auch die Leiden und Beschwerden, die sie zu ertragen hatten, viel schwerer, als Anderen, die mit Leib und Seele sich der gerechten Sache annahmen. Sprechen wir nicht weiter von ihnen.

Capitain d'Amblemont war ein französischer Chevalier im vollkommensten Sinne des Wortes. Vermöge seines Charakters war er ein Sohn Bayards, den er beinahe wie einen Heiligen verehrte. Gleich ihm war er ohne Furcht und Tadel; er vereinigte Einfachheit, Treue,

Uneigennützigkeit und Tapferkeit mit jener aufrichtigen Frömmigkeit, die eine so glänzende Zierde des Kriegers ist. Moderne Disciplin und der militairische Geist der Zeit gaben seiner Persönlichkeit eine noch höhere Vollendung. —

Beinahe auf die Hälfte reducirt, war die Compagnie in tiefer Trauer um die bei Croix-aux-Bois Gefallenen, und durchzog, in Gemeinschaft mit den anderen Emigrirten, die unter dem Fürsten von Ligne gefochten hatten, das Gehölz von Argonne in düsterem Schweigen. Sogar Montreuil war mißgestimmt. Dem Capitain wollte es fast das Herz zersprengen, als er einen Blick auf die gelichteten Reihen seiner tapferen Krieger warf.

Am neunzehnten fand die Vereinigung mit den Prinzen Statt. D'Amblemont und diejenigen seiner Collegen, die an dem erwähnten Gefechte thätigen Antheil genommen hatten, wurden glänzend empfangen.

„Hat einer Ihrer Tapferen sich besonders ausgezeichnet?“ fragte Graf von Artois den Capitain d'Amblemont. —

„Nein, Ew. Gnaden, sie haben sich Alle gleich unerschrocken geschlagen.“

„So nennen Sie mir gefälligst Diejenigen, deren Familien mir etwa bekannt sein können,“ sagte der Fürst.

D'Amblemont nannte zuerst seine beiden Lieutenants, sodann einige alte Capitains, die Veteranen seiner Truppe.

„De Wailly, früher Capitain von Vermandois, schwer verwundet; Chevalier du Parc, todt; Charpentier des Ilets, ein Creole von Martinique, ein ausgezeichneter Soldat. Ferner noch ein früherer Lieutenant im Regimente Artois, Chevalier Bozec de la Faugerais, von einer alten Familie in der Bretagne."

An dem Tone, womit diese letzten Worte gesprochen wurden, mußte der Graf erkennen, daß hier das Herz des Capitains sprach.

„La Faugerais?" sagte er; „ich kenne diesen Namen. Sie dienen in der Marine, nicht wahr?"

„Ja, Ew. Gnaden, es dienten ihrer Mehrere zur See; gegenwärtig ist noch Einer Schiffscapitain."

„Und welchen Rang bekleidet Ihr junger Freund?" sagte der Fürst mit einem Lächeln.

„Er ist gemeiner Voltigeur."

„Nun, so wollen wir Ihnen zur Belohnung ein Capitainspatent für ihn geben und ihn vorläufig als Lieutenant bei Ihrer Compagnie einreihen."

Artois erwartete wohl Dank von Seiten d'Amblemonts, allein der alte Offizier entgegnete respektvoll:

„Ich bitte um Verzeihung, Ew. Gnaden, allein die letztere Gunstbezeigung wäre eine Zurücksetzung für Andere. Aeltere Leute als er tragen die Muskete, und ich bitte Sie, Jene nicht durch eine Wahl zu entmuthigen, die ganz und gar gegen unsere Gewohnheit wäre."

„Ich ehre Ihre strengen Grundsätze, Herr d'Amblemont; gut, so mag er denn bis auf Weiteres Voltigeur bleiben.“ —

Einen Augenblick später erhielt d'Amblemont das Capitainspatent für Ermel de la Faugerais, der aber dessenungeachtet noch als Schütze Dienste that. Abends brachte der Capitain dasselbe dem jungen Manne.

„Hier ist ein Ehrentitel für Sie; es ist Ihr und mein Lohn, la Faugerais; eine Lieutenantsstelle, die Ihnen in unserer Compagnie zugedacht war, habe ich in Ihrem Namen ausgeschlagen. Charpentier, Wailly, Tornils und noch viele Andere haben das Vorrecht vor Ihnen.“

„Daran thaten Sie wohl, Capitain!“ rief Ermel lebhaft.

„Gott Lob! Sie geben mir Recht, mein Freund. — Dieses ist noch ein Trost für mich vor meinem Tode.“

„Ihrem Tode!“ rief der junge Mann.

„Ja. Zum ersten Male in meinem Leben habe ich eine Ahnung von meinem nahen Ende, und da ein entscheidender Auftritt nicht mehr fern sein kann, so würde ich Sie diesen Abend haben rufen lassen, wenn ich Ihnen auch nicht diese angenehme Botschaft zu überbringen gehabt hätte.“

„Wolle Gott, daß Sie sich täuschen,“ erwiderte Ermel tief gerührt.

„Nein, nein! Möge es vielmehr eintreffen!“ sagte

der Capitain; „der Tag, wo Gott mich zu sich rufen wird, muß ein schöner Tag sein. Hören Sie, Ermel, bis auf diese Stunde war ich Ihr Führer und Rathgeber, nun aber werden Sie mich verlieren, ich fühle es. Bin ich einmal nicht mehr, so bleiben Sie bei der Compagnie, so lange dieselbe noch besteht; hernach aber gehen Sie wieder zu Ihrer Familie ...“

„Capitain!“ rief der junge Mann erstaunt aus.

„Ich bin ein alter Soldat, mein Freund; ich habe bisher geschwiegen, weil ich die Handlungsweise unserer Befehlshaber nicht tadeln wollte. Ich durfte bisher mein Urtheil darüber nicht laut werden lassen, nun aber ist es an der Zeit, daß ich mich gegen Sie ausspreche. — Es sind zu viele Fehler gemacht worden, als daß der Feldzug irgend ein vortheilhaftes Ergebniß liefern könnte. Von jetzt über ein Jahr, wie wird es wohl da stehen? ... O, ich fürchte schlimm, und dieses würde ich Ihnen nicht sagen, wenn ich Ihnen hier nicht den letzten Rath zu geben gedächte. ... Schließen Sie sich an kein Unternehmen mehr an, wie dieses. Gern wäre ich auf der Schwelle meines Vaterlandes, mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ gern wäre ich am zehnten August, an der Seite Ludwigs **XVI.** im Kampfe gegen die rothen Mützen gestorben; aber diese Preußen und Oesterreicher thun mir den Tod an. Ich verabscheue sie fast eben so sehr, als

die Engländer. ... Sie gehen später wieder in die Bretagne, das ist eine ausgemachte Sache."

Ermel mußte in Dienstgeschäften abgehen. Der Capitain trug ihm auf, das eben Gehörte auch Montreuil mitzutheilen.

„Ich wollte ihn nicht rufen lassen," fuhr er fort, „denn er ist ein Spottvogel; ohne Zweifel hätte er meine Ahnungen nur lächerlich gefunden. ... Adieu! Nun lassen Sie mich eilen. Ich muß beten."

Tief erschüttert ging der junge Mann ab.

D'Amblemont steckte seinen Degen in die Erde und betete demüthig vor diesem echten Soldatenkreuze; sodann schlief er ruhig ein.

Antonio betrachtete ihn einige Augenblicke voll Verwunderung. Unter diesem Herrn war der Baske nach und nach ein ganz anderer Mensch geworden: verschwunden war nach und nach sein wilder Charakter, und er hatte statt dessen kriegerische Ideen angenommen. Je länger er den Capitain beobachtete, desto mehr lernte er ihn schätzen, und er war eben so anhänglich an ihn, als Alain Gavesio an Ermel de la Faugerais.

17.

Denkwürdige Schlacht.

Vor Tagesanbruch verließ die verbündete Armee ihre Verschanzungen: gewaltige Truppenbewegungen fanden auf beiden Ufern der Auve und Aisne Statt.

Ohne eigentlich über den Schlachtplan recht im Klaren zu sein, ahnte d'Amblemont doch, die aufgehende Sonne werde einen Kampf bescheinen, der ernsthafter werden dürfte, als alle bisher stattgehabten. In der That waren die Preußen über Grand-Pré, wo die Franzosen vier Tage vorher eine Schlappe davon getragen hatten, vorgerückt und standen nun Dumouriez und Kellermann gegenüber.

Dieser Letztere war erst den Abend zuvor mit seinem kommandirenden General zusammengetroffen; er stand an der Spitze mehrerer alter Regimenter Cavallerie und sonstiger guter, bereits oft erprobter Truppen. Dumou-

riez erhielt täglich neue Verstärkungen. Ganze Bataillone Rekruten kamen ihm von Paris und den Departements aus zu; diese waren aber wegen ihrer Insubordination, ihrer Unerfahrenheit und schlechten Equipirung mehr hinderlich als nützlich. Auf der anderen Seite hatten jedoch General Dillon, ein Bruder von dem, der zu Lille ermordet worden war, und Kellermann ihm auch Truppen zugeführt, auf die er sich verlassen konnte.

Die Verbündeten triumphirten in ihrem Wahne bereits über eine für die Franzosen doch so vortheilhafte Vereinigung, und gedachten nun ihre gesammte Streitmacht auf einmal zu erdrücken. D'Amblemont konnte, als er von diesem Plane hörte, seine Unzufriedenheit nicht verbergen; seine geheime Ahnung jedoch, wovon blos Ermel wußte, hielt er geheim, und sagte blos zu seinen Voltigeurs:

„Kameraden, es wird einen heißen Tag geben. Ich brauche Euch nicht zu ermahnen, daß Ihr Euch tapfer halten möget, das wären verlorene Worte. Es lebe der König! und nun vorwärts!"

„Es lebe der König!" antwortete die Compagnie.

Antonio konnte sich nicht erinnern, daß d'Amblemont je einmal einen nahen Kampf auf diese Weise angekündigt hatte.

„Ah," sagte er zu sich selbst, „es kommt mir gerade vor, als ob der Capitain glaubte, wir hätten bisher blos

zum Zeitvertreibe Ball gespielt. Wir wollen einmal sehen ... Ich werde auf meiner Hut sein."

Ermel hatte Montreuil das Gespräch mitgetheilt, das den Abend vorher ihr alter Commandant mit ihm geführt. Montreuil lachte darüber. Er theilte das Vertrauen der Armee und machte sich über das Revolutionsheer lustig. Allein auf Ermel hatten die Worte d'Amblemonts einen tiefen Eindruck gemacht, sie wollten ihm nimmer aus dem Sinne, und ein unbekanntes drückendes Gefühl übermannte ihn.

Wie gewöhnlich, war die Compagnie d'Amblemont bei der Avantgarde. Auf der Straße nach Chalons traf sie mit der Avantgarde Kellermanns zusammen, der mit seiner Abtheilung die Höhe von Valmy besetzt hielt. Sogleich entspann sich der Kampf: ein gräßliches Kleingewehrfeuer auf der ganzen Linie, dazwischen Kanonendonner. Dumouriez sandte seinem Generallieutenant Hilfe, denn sein Widerstand allein konnte die französische Armee retten. —

Voll Begeisterung rückten die Emigrirten vor und warfen ihre Gegner in die Flucht; ein Corps französischer Carabiniere eilt herbei und stellt das Treffen wieder her. Rauch und Nebel verbergen den Generalen ihre gegenseitige Stellung; eine Zeit lang tritt Gewalt an die Stelle der Kunst.

Der plötzliche Angriff der Carabiniere Kellermanns

unter General Valencé verbreitete Unordnung in den Reihen der Preußen. Selbst die Emigrirten wankten einen Augenblick; allein auf den Zuruf d'Amblemonts fällten seine Tapferen das Bajonnet, und die anderen Compagnieen der französischen Royalisten folgten ihrem Beispiele. Ein schreckliches Gemetzel und ein gräßlicher Tumult war die nächste Folge hiervon.

Indeß hatte die preußische Artillerie sich auf dem Hügel von Lune aufgestellt und unterhielt von da aus ein mörderisches Feuer auf die Mühle von Valmy, das Centrum der französischen Vertheidigungslinie, die dadurch in nicht geringe Unordnung gerieth. Kellermann war in Gefahr, über die Auve zurückgeworfen und von Dumouriez getrennt zu werden, der Truppen absandte, um die dazwischenliegenden Stellungen zu besetzen. Allein seine Befehle wurden schlecht ausgeführt, es regnete Kartätschen auf das französische Heer, und die erste Linie begann zu wanken.

D'Amblemont hatte die Ordnung in seiner Compagnie wieder hergestellt, die indeß durch ein mörderisches Feuer bedeutend gelitten hatte; da ertönte auf einmal ein Siegesgeschrei unter der verbündeten Armee; Braunschweig glaubte, es sei nun Zeit, die Anhöhe zu erstürmen und die französische Armee mit dem Bajonnette zu verjagen. —

In diesem Augenblicke, es war gerade Mittag, zer-

theilte sich der Nebel, der bisher beide Heere eingehüllt hatte, plötzlich. Die Kanonen verstummten. Die Preußen rückten in drei geschlossenen Colonnen, die Emigrirten an der Spitze von einer derselben, vor. Kellermann sah sich rettungslos verloren, wenn er nicht den gegen ihn anrückenden Massen eine solide Front entgegenstellen konnte. Mit dem Rufe: „Vive la Nation!“ stürzte er sich mitten unter die Seinigen; Tausende von Stimmen antworteten ihm. Wie durch einen Zauberschlag ward die Ordnung wieder hergestellt, die Bataillone bildeten sich wieder, und drohend standen beide Parteien einander gegenüber. Es war nichts Anderes zu erwarten, als daß ein Heer das andere erdrücken würde. Das Ganze glich einem jener alten Schlachtfelder, wo immer Mann gegen Mann focht.

Braunschweig, noch immer unentschlossen, ließ auf einmal Halt machen; die Franzosen dagegen rückten unaufhörlich vor.

D'Amblemont stieß einen tiefen Seufzer aus, als er sich gezwungen sah, seinen Tapferen Halt zu gebieten. — Endlich jedoch war der Angriff unvermeidlich.

„Achtung! die Reihen geschlossen!“ rief der Capitain. Wailly fiel tödtlich getroffen; d'Amblemont nahm sein Gewehr auf und trat an seine Stelle. Ihm zur Seite stand Antonio, der ihn noch keinen Augenblick aus dem Gesich verloren hatte. Man kämpfte auf einem

Leichenhaufen; Keiner wich eine Spanne breit. Montreuil focht an Ermels linker Seite; auf einmal gab er sich eine Blöße, ein französischer Grenadier traf ihn, und mit dem Rufe: „Vive le Roi!“ rollte er unter den Leichenhaufen hinein.

Ermel rächte ihn augenblicklich. Alain, der zu seiner Linken stand, hielt einen ähnlichen Stoß von ihm ab, indem er das Bajonnet eines anderen Grenadiers parirte. —

Ein so gräßliches Gemetzel konnte nicht lange dauern. Die beiden preußischen Colonnen begannen zu wanken und sich zurückzuziehen; so ward die Flanke der Emigrirten blosgestellt und die französische Cavallerie hieb auf sie ein.

„Ei, die Erbärmlichen!“ rief d'Amblemont,“ sie weichen!“ —

„Verdammt seien die Preußen, die elenden Feiglinge, sie lassen uns im Stiche!“ knirschte Antonio zwischen den Zähnen.

D'Amblemont ließ die Reihen fest schließen und begab sich auf den rechten Flügel seiner Compagnie, der ganz vertheidigungslos war. Es hätte eine neue Linie gebildet werden sollen; allein es war zu spät. Ehe die Emigrirten die Ordnung wieder herstellen konnten, wurden sie von der Cavallerie umzingelt und zermalmt. —

Statt ihnen zu Hilfe zu kommen, zogen sich die Preußen zurück. —

Da zeigten die Franzosen dem verbündeten Europa, was Begeisterung vermag: selbst die Furchtsamsten schlugen sich wie Helden. Die Truppen Braunschweigs konnten ihrem martialischen Ungestüm nicht mehr widerstehen; nur Franzosen hätten dieses vermocht. Die Emigrirten wurden umzingelt.

D'Amblemont kämpfte wie ein gemeiner Soldat; Antonio ging ihm nicht von der Seite. Ein Reiter zückte den Säbel über dem Capitain, da streckte der Baske ihn zu Boden. In demselben Augenblicke rückte auf der einen Seite eine Colonne Grenadiere mit gefälltem Bajonnette an, während auf der anderen die Cavallerie wüthend einhieb.

„Ergebt Euch! ergebt Euch!" rief ein Dragoneroffizier. —

„Uns ergeben? Niemals!" erwiderte d'Amblemont.

Noch hatte er nicht ausgesprochen, als er von einer Kugel getroffen fiel. Wüthend stürzte Antonio auf den Reiter zu, von dem der Schuß herkam, faßte ihn mit erstaunlicher Gewandtheit um den Leib, zog ihn vom Pferde herab und tödtete ihn. So war nun der Capitain zwar gerächt, allein der treue Baske konnte seines Triumphes nicht froh werden: während er eben im Begriff war, sich einen Weg zu bahnen, trafen ihn drei Pistolenkugeln

zugleich, und leblos rollte er unter die Füße der Pferde. —

Ganz in der Nähe fand eine ähnliche Scene Statt. Alain wollte Ermel vertheidigen und erhielt einen Säbelhieb; einen Augenblick später traf Ermel eine Kugel in den Schenkel, er sank in die Kniee, hielt aber in dieser Stellung aus, bis seine letzte Patrone verschossen war.

Plötzlich rückten die Dragoner im Galopp vor, säuberten den Platz, wo die Compagnie d'Amblemont sich so muthvoll geschlagen hatte, und verjagten die Preußen. — Auf einmal war der Ort, wo soeben noch so viel heldenmüthige Vertheidiger der Monarchie gestanden, leer, und man sah nichts mehr, als einen Haufen von Sterbenden und Todten.

Mühsam schleppten Ermel und Alain, die neben einander gefallen waren, sich durch den Leichenhaufen. — Bei jedem Schritte erkannten sie Brüder, die entweder den Geist bereits aufgegeben hatten oder sterbend röchelten. Ohne Montreuils Leichnam gefunden zu haben, kamen sie zu d'Amblemont. Der Capitain lag, das Gesicht dem Feinde zugekehrt, an der Erde, Antonio bewegungslos zu seinen Füßen. Ermel stand still und betrachtete ihn einen Augenblick. Sodann legte er ihm die Hand auf's Herz; dieses edle Herz schlug noch. Von Alain unterstützt, richtete er das Haupt des Sterbenden auf; da öffnete dieser die Augen und erkannte sie.

„Gott und König!“ murmelte er, „betet für meine Seele! …“

Dieses waren seine letzten Worte. Eine christliche Heiterkeit verklärte seine ehrwürdigen Züge, und er war nicht mehr.

Alain wandte den Leichnam Antonio's um, fand aber keine Spur von Leben mehr an ihm. Ohne sich weiter bei der Schreckensscene aufzuhalten, ergriff er sofort die Hand seines Gebieters und fragte diesen, was nun zunächst zu thun sei. Ganz in Schmerz versunken, hörte Ermel ihn nicht; er weinte über der Leiche d'Amblemonts und sagte:

„Mein theurer Capitain, Du stehst nun vor Gott. Möge er Dich erhören! Gleichwie wir für Deine Seele beten, so bete auch Du für uns, Deine getreuen Diener!“

„Ja, ja,“ sagte Alain, „er war ein Heiliger!“ … Das ist richtig …“

Weiter sagte der Niederbretagner nichts. Da er sah, daß Ermel immer noch weinte und betete, ohne ihm eine Antwort zu geben, so begann er sich in der Gegend umzusehen und darüber nachzudenken, was sie nun thun sollten.

Alains Wunde war ein schiefer Hieb, der auf seiner linken Wange abgeglitten war und einen Theil des Kinns getroffen hatte; Schulter und Brust waren blos schwach beschädigt worden. Im ersten Augenblicke fiel er; der

Blutverlust war ziemlich stark, doch hatte er im Allgemeinen nicht viel von seinen Kräften verloren. Er zerriß das Hemde von einem der umherliegenden Todten, verband damit sein Kinn und legte auch an Ermels Schenkel einen Verband an. Sodann warf er Tornister und Gewehr weg, lud den Edelmann auf seine rechte Schulter und schritt einem in der Nähe befindlichen Holzschlage zu, den die Franzosen noch nicht besetzt hatten. Indeß hatte Kellermanns Cavallerie das Thal inne und trennte die beiden Voltigeurs von dem preußischen Heere.

In dem Holzschlage angekommen, legte Alain seine edle Last an einer bequemen Stelle nieder. Sodann lief er eilends davon, suchte zwei Karabiner, versah seine Patrontasche mit frischer Munition und kehrte sofort zu seinem Herrn zurück. Dieser war indeß wieder zur Besinnung gekommen und sah, daß seine Wunde verbunden war. Als er Alain erblickte, der eben herzueilte, rief er ihm entgegen:

„Adieu, Alain! Mir bleibt nichts Anderes übrig, als hier den Tod zu erwarten. Du aber kannst, wenn Du durch den Sumpf watest, das Heer wieder erreichen."

„So, Herr Chevalier, ist das Alles, was Sie zu befehlen haben?" entgegnete aufgebracht der Niederbretagner. —

„Nun, gehen kann ich nicht, und von dem Lager sind

wir zu weit entfernt, als daß Du mich dahin tragen könntest."

„Ich dächte, mein Herr, Sie sollten den Sohn von Peter Gavesio besser kennen!"

Bei diesen Worten zitterte die Stimme des treuen Dieners und Thränen traten ihm in die Augen.

„Alain, höre mich," sagte Ermel. „Nimm dieses Capitainspatent, das ich auf der Brust trage, und wenn Du nach Hause kommst, so händige es meinem Vater zum Andenken an mich ein."

„Wenn ich heim komme, Herr! Von uns wird Keiner ohne den Andern dahin zurückkehren, oder eigentlich vielmehr, mich wird man ohne Sie nicht mehr dort sehen. Das ist eine abgemachte Sache ... Nun, was wollen Sie jetzt lieber," fuhr er fort, indem er die beiden Karabiner lud, „wollen wir hier bleiben und eine passende Gelegenheit zum Fortkommen abwarten, oder, wie Sie eben sagten, das Gehölz sogleich verlassen? Sie dürfen nur befehlen, ich will Sie schon tragen."

Da Ermel den Eigensinn seines Dieners in solchen Dingen kannte, so gab er endlich nach.

„Nun," rief Alain, „wollen wir einmal sehen!"

Bei genauer Beobachtung bemerkte er auf der Höhe von Valmy eine Truppe Grenadiere, die geraden Weges auf das Gehölz zumarschirten. Kellermann hatte den Befehl gegeben, man sollte sich dieser Stellung bemächti-

gen, wo die preußischen Schützen sich später hätten festsetzen können.

Indeß war der Kampf noch nicht zu Ende. Allerdings zogen die verbündeten Truppen auf den ersten ungestümen Anfall hin sich zurück, jedoch in guter Ordnung, ausgenommen auf den Flügeln, wo die französische Cavallerie ihnen hart zusetzte; allein nach vier Stunden nahm Braunschweig das Treffen wieder auf. Endlich aber zog er mit klingendem Spiele wiederum ab, und überließ den Franzosen die Ehre des Tages. Diese Schlacht hieß später blos die Kanonade von Valmy, denn es waren über zwanzigtausend Kanonenschüsse gefallen.

Ehe der zweite Hauptangriff geschah, erhielt, wie schon bemerkt wurde, ein Grenadierbataillon den Befehl, sich in der Nähe des Gehölzes aufzustellen. Ermel und Alain waren in einer gräßlichen Lage. Angesichts der so dringenden Gefahr besann Alain sich nicht länger, sondern nahm, ohne weiter ein Wort zu verlieren, seinen Herrn wieder auf die Schultern. Mit der einen Hand hielt er diesen, mit der andern seinen Karabiner fest, den er wie einen Stock gebrauchte. Seine Beine wollten ihm den Dienst versagen: der starke Blutverlust, die Aufregung und die Anstrengung im Gefechte benahmen ihm einen großen Theil seiner Kraft. Jeden Augenblick glaubte er die Schritte der Grenadiere hinter sich zu hören.

„Alain, mein armer Alain, laß mich, ich erdrücke Dich," sagte Ermel.

Der Diener konnte vor Keuchen nicht antworten, behielt aber seine Last fortwährend auf den Schultern. — Ohne eigentlich einen bestimmten Plan zu haben, schritt er tiefer in's Gebüsch hinein; nur so viel war ihm klar, daß er das Zusammentreffen mit den französischen Grenadieren vermeiden müsse. Ermel bat ihn wiederholt, ihn liegen zu lassen.

„Still!" sagte Alain, „da sind sie! ... Mein Gott, hab' Erbarmen mit ihm ..."

„Wie? wovon sprichst Du?"

„Von einem Grenadierbataillon ... Ach, mein Gott ... die Kräfte verlassen mich. Verzeihung, Herr Chevalier, Verzeihung!"

Der unglückliche Alain hatte kaum noch Zeit, Ermel in ein dichtes Gestrüppe niederzulegen, sodann sank er selbst vor Erschöpfung neben ihm hin.

„Wehe, wehe mir!" sagte er in seinem bretagnischen Dialekte, „mein alter Vater, wirst Du mir je verzeihen?"

Hiermit versuchte er wieder aufzustehen und wollte Ermel wieder auf die Schulter nehmen, allein die Ermüdung ließ ihm dieses nicht zu. Er hatte sehr viel Blut verloren, nun schüttelte ihn das Fieber und gräßlicher Schmerz durchzuckte seinen ganzen Körper.

„Ach, Herr Chevalier," stöhnte der treue Diener, „ich

bin verflucht ... ich lasse Sie im Stiche! ... Verzeihung! ... Mein Vater! ach, mein Gott!"

Ermel suchte ihn zu beruhigen.

„Du hast mehr als genug gethan, mein armer Freund ... An mir liegt die Schuld, daß Du Dich in einem solchen Zustande befindest."

Er ergriff Alains Hand; dieser machte einen letzten Versuch, sich zu erheben, sank aber bewußtlos zurück.

In der Ferne ertönte der Schritt der Grenadiere. Ermel erhob das Haupt und erblickte durch die Zweige hindurch ihre rothen Federbüsche. Er zweifelte gar nicht, daß, wenn sie sich einmal in dem Gehölze festgesetzt hätten, sie dasselbe auch durchstreifen würden.

„Wir sind verloren!" dachte er, „allein ein Voltigeur von der Compagnie d'Amblemont, ein französischer Edelmann ergiebt sich nicht!"

Somit nahm er seinen Karabiner zur Hand, untersuchte das Schloß und gedachte sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

18.

Geranium und L'Enflammé

Die Infanterie-Colonne, die gegen das Gehölz vorrückte, machte gerade in dem Augenblicke Halt, wo Ermel de La Faugerais sich zu seiner energischen Vertheidigung vorbereitete. Da gab ihm der Himmel plötzlich einen andern Gedanken ein. Er bemerkte, daß der Boden von einer dichten Lage abgefallener Blätter bedeckt war, und dieses bestimmte ihn, den noch immer bewußtlosen Alain unter einige dicht bei einander stehende Bäume zu wälzen, unter denen der Wind einen ganzen Haufen Blätter zusammengeweht hatte. Unter diesen Blättern verbarg er ihn sorgfältig, und da er wohl einsah, daß ein verzweifelter Kampf etwas Thörigtes ist, wenn man ihn vermeiden kann, so kroch er ebenfalls in ein Versteck und horchte, in der einen Hand sein Gewehr, die andere auf den Boden gestemmt, aufmerksam auf das leiseste Geräusch. In der Ferne hörte er immer noch Kanonendonner. Die Grenadiere

rückten, wie er richtig vermuthet hatte, wirklich in das Gehölz ein, und durchstreiften dasselbe nach allen Richtungen. Da das Treffen sich ganz in die Ferne gezogen hatte, so stellten die Offiziere Posten aus, und der Commandant hieß seine Leute es sich bequem machen, nachdem er ihnen zuvor an's Herz gelegt hatte, sie sollten sich bereit halten, auf den ersten Trommelschlag wieder in Reih' und Glied zu treten. Die Grenadiere schlenderten nun im Walde umher, und Jeder suchte ein bequemes Plätzchen zum Ausruhen. Einige alte Krieger wählten gerade den Platz unter den dicken Baumstämmen, hinter denen Ermel sich verborgen hatte. Die Unterhaltung, die sich zwischen denselben entspann, wird uns mit den Ansichten und Sitten dieser Leute am besten bekannt machen, und wir wollen hier Einiges davon anführen:

„Hier thut sich's, L'Enflammé, nicht wahr?" sagte Einer derselben. „Ich glaubte, diese verteufelten Preußen würden die heillosen Rekruten, die man uns wie Schlachtschafe zuschickt, sammt und sonders in die Pfanne hauen."

„Geranium, Du bist doch immer der Alte. Du schimpfst da auf die Rekruten der Nation, und sprichst wie ein Emigrirter."

„Nein, blos wie ein alter Soldat! ... Alle diese vom Arbeitstische hergelaufenen Volontairs sind immer gleich mit dem Rufe da: „Rette sich, wer da kann!"

„Diesen Morgen indeß," bemerkte Joli-Coeur, ein dritter Grenadier. „Ja, ja, diesen Morgen. Es hätte wenig gefehlt, so wären wir geklopft worden. Nicht wahr?"

„Ein Mal ist nicht immer."

„Wenn Du so sprichst, so wird die Nation Dir den Prozeß machen; sie läßt nicht mit sich spaßen, die Nation."

„Hör' einmal, L'Enflammé, wie wär's, wenn wir ein Pfeifchen rauchten?"

„Ich bin dabei," entgegnete der erste Grenadier, indem er Feuer schlug.

Nachdem nun die alten Knasterbärte ihre Stummel angezündet hatten, setzten sie ihre Unterhaltung fort.

Ermel verlor kein Wort davon.

„Ich hätte gute Lust, auf diesem Blätterhaufen da ein Schläfchen zu machen; allein am Ende würde ich weder Tambour noch Trompete mehr hören, ich weiß das aus Erfahrung. Im Felde könnte ich auf einer Laffette schlafen, ohne aufzuwachen, wenn auch das Geschütz losginge."

„Zeig' einmal, Geranium, was hast Du da? Du blutest ja," sagte Raymond, der vierte Grenadier.

„Eine Kleinigkeit! Der Emigrant, der mein Bajonnet parirte, ritzte mich ein wenig in den Arm."

„Sie schlugen sich aber wie Rasende, Alle äußerst brav."

„Man könnte Dich für einen Demokraten halten, Geranium.“

„Ja wohl, und er ist doch nur der Sohn eines Tambours,“ bemerkte Raymond.

„Dein Vater machte aber viel Lärm in der Welt, das macht's, daß Du so stolz bist.“

„Ein wahrer Ci-devant, dieser Geranium.“

„Sagt meinetwegen was Ihr wollt. Ich sah im Gedränge unsern alten Capitain im Regimente Artois, weißt Du, Vater d'Amblemont! ... Und daß ich ihm als Feind gegenüber stehen mußte, das that mir im Herzen wehe.“

„Auch ich sah ihn,“ bemerkte der kluge L'Enflammé, „der Alte mit den eisgrauen Haaren, nicht wahr?“

„Ja, der.“

„Und nun?“

„Achtung!“ fuhr L'Enflammé fort, „laßt sehen, wie viel unser sind.“

Nun zählte er die Anwesenden richtig ab:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, lauter solide, alte Leute, lauter Franzosen.“

„Was soll aber dieses?“

„Laßt sehen, ob uns Niemand behorcht ...“

Die Grenadiere erhoben sich und machten die Runde unter den nächsten Bäumen; Einer von ihnen schritt sogar über die Blätter weg, worunter Ermel lag, allein

dieser rührte sich nicht. Jeder nahm seinen Platz wieder ein, und L'Enflammé fuhr mit wichtiger Miene fort:

„Wir haben uns abgezählt; ich erblicke hier lauter brave Leute, keinen Verräther noch falsche Parteien. Ich kann also —“ hier dämpfte er seine Stimme zu einem leisen Flüstern — „ohne Gefahr sagen, daß Geranium Recht hat.“

Die vier Andern brachen in ein gellendes Gelächter aus.

„Lacht nur, so lange Ihr wollt, allein wenn man rings von Spionen umgeben ist, so muß man beständig auf seiner Hut sein, das ist mein Grundsatz. Fragt man mich in Gesellschaft, was ich von den Emigranten halte, so antworte ich, sie seien eben ein Haufen herzloser Schufte; soll ich aber hier ein Urtheil über sie fällen, so sage ich, sie sind tapfere Männer. Kurz und gut, ich heiße L'Enflammé, will aber deßhalb den Mund doch nicht verbrennen.“

„Wenn unser Kamerad sich so äußert, so werden auch wir uns frei aussprechen dürfen?“ bemerkte Bec-de-Perdrix, der fünfte Grenadier.

„Ich wiederhole es,“ sagte Geranium, „unser alter Capitain focht wie ein Löwe; ein Mal hatte ich ihn schon auf dem Korne, da blickte er auf, ich sah, daß er mich erkannte, und ... ich hatte nicht den Muth ... Ach, hätte ich einen Preußen vor mir gehabt!“

„Mit diesem hättest Du kurzen Prozeß gemacht, hm?“

„Ich höre Etwas,“ fiel L'Enflammé ein, „es ist gerade, als rauschte es in den Blättern.“

Ermel zitterte an allen Gliedern; die Grenadiere lachten.

„Wüßte man nicht, daß Du sonst tapfer bist, so könnte man Dich für ...“

„Allerdings er zittert vor seinem eigenen Schatten.“

„Lieber wollte ich vor einer Batterie stehen, als nur im Geringsten verdächtig erscheinen.“

„Und das nennt man Freiheit und Gleichheit,“ bemerkte Geranium. „Zur Zeit des Königs durfte man sagen, was man wollte, wenn der Mann da nur seinen Zopf und seine Montirung in Ordnung hielt, und seinen Dienst pflichtmäßig that, so hatte er nichts zu fürchten.“

„Seit dem zehnten August,“ fiel L'Enflammé ein, „durchrieselt es mich immer kalt, wenn ich nur das Wort Nation höre.“

„Warst Du damals dabei, L'Enflammé?“

„In eigener Person, und zwar an der Seite des Königs.“

„Verdammt!“ rief Geranium.

„Erzähle uns die Geschichte,“ bat Joli-Coeur.

„Laßt mich, es führte ja zu nichts Gutem. Ich will nichts gesagt haben ...“

Bei diesen Worten wurde L'Enflammé leichenblaß.

„Ein Spion!" murmelte er zwischen den Zähnen, indem er mit dem Finger auf das sich bewegende Laub hinwies, „ich bin verloren!"

„Es wird eine Feldmaus sein, die sich regte," sagte Joli-Coeur, die Asche aus seiner Pfeife räumend.

Allein eine Menschenhand, die in diesem Augenblicke sichtbar wurde, brachte sämmtliche Grenadiere in Bewegung; sie zogen ihre Säbel und stürzten auf Alain los, der eben aus seiner Betäubung erwacht war, und sich blosgegeben hatte, ohne zu wissen, was er that.

„Ein Emigrant," sagte Raymond, und die Andern stimmten ihm bei.

„Das ist mir noch lieber," sagte leise L'Enflammé, der nach und nach seine Farbe wieder bekam.

Da hörten die Grenadiere nur einen Schritt seitwärts die Blätter rascheln, und ein Geräusch, wie die Handgriffe an einem Gewehr es verursachen. Es war dieses Ermel, der, ein Knie auf der Erde und das Gewehr auf der Schulter, nun ganz sichtbar wurde, und rief:

„Geranium, rette ihn!"

„Ergeben Sie sich, mein Lieutenant" sagte der Grenadier nach einem Ausrufe des Erstaunens, „Sie und Gavesio, es wird Ihnen nichts zu Leide geschehen."

Alain begriff nichts von allem Dem, was um ihn

her vorging; allein bei dem Namen Geranium, der bei der Voltigeur-Compagnie Artois so bekannt gewesen war, fand er wieder Worte:

„Das ist unser alter Lieutenant; tödtet mich, ihn aber rettet!“

Die fünf Grenadiere sahen einander an.

„Meine Freunde,“ sagte Ermel, „Ihr wißt wohl, daß Ihr uns eigentlich keinen Pardon geben sollt, hört mich deßhalb an: Gebe einer von Euch diesem braven Burschen da seinen Anzug, und behaltet ihn bei Euch, mit mir aber macht es gleich hier fertig, denn ich werde keinen Widerstand mehr leisten.“

„Wir sind keine Henker, bei Gott!“ unterbrach ihn Geranium, während Alain eine andere Stellung annahm, und seinen Säbel zog.

„Ruhig, ruhig!“ rief Geranium, „willst Du allein ein Bataillon vorstellen? L'Enflammé, zieh Deine Uniform aus.“

L'Enflammé gehorchte, ohne lange zu überlegen, was sein Schlafkamerad von ihm verlangte. Dieser hatte zu gleicher Zeit auch seine Kleidungsstücke ausgezogen. Raymond, Joli-Coeur und Bec-de-Perdrix wußten nicht, was der Alte wollte, bis endlich Geranium die beiden Anzüge nahm, und sie den Emigranten anbot:

„Da, ziehet diese Gewänder an, weg mit Federn

und Cocarden; sodann lagert Euch wieder unter den Blättern, wie vorher ..."

„Und wir?" unterbrach ihn L'Enflammé.

„Geduld, das wirst Du schon sehen ... Folgen Sie nun meinem Rathe, Herr Lieutenant, und wenn Sie uns auf der rechten Seite feuern hören, so feuern Sie auf der linken, dann wird man Sie für Soldaten der Nation halten, die sich verirrt haben, für Pariser Volontairs ... Verzeihung, mein Lieutenant ... Und wenn Ihnen je Geranium oder L'Enflammé in die Hände fallen sollten, so will ich uns Ihnen empfohlen haben."

Allain und Ermel wollten dem Grenadiere danken, aber er entfernte sich schnell mit L'Enflammé, dem an allen Gliedern Zitternden. Die drei Andern bedeckten, nach dem Wunsche ihres Kameraden, die beiden Emigranten mit Laubwerk, und setzten sich dann neben den Blätterhaufen, der dieselben barg.

„L'Enflammé wird eine schöne Belohnung davon tragen," bemerkte einer der Grenadiere.

„Er nicht allein," entgegnete Raymond, „wenn der Commandant La Patrie den saubern Streich inne wird, wozu Geranium uns verleitete, so werden wir alle Fünf gleich Hunden erschossen."

„Ah, bah, so schlimm ist die Sache nicht," meinte Joli-Coeur.

„Meiner Treu, das ist nicht lustig," setzte Bec-de-Perdrix hinzu.

Ermel erhob das Haupt, und sagte:

„Nein, nein, einer solchen Gefahr dürft Ihr Euch nicht aussetzen. Tödtet mich, aber Gavesio lasset leben, und nehmt ihn in Eure Reihen auf."

Alain wollte sich ebenfalls regen, allein Bec-de-Perdrix setzte sich auf ihn. Raymond, der neben Ermel saß, drückte diesen in seine vorige Lage zurück.

„Lassen Sie uns schwatzen und hören Sie nicht."

„Was geschehen ist, ist geschehen," sagte Joli-Coeur ... „Ohnehin hat Geranium Ihnen versprochen, Sie zu retten; man spielt der Nation einen Streich, es ist eine Geschichte zum Lachen."

„Wie wenn man nicht auch ruhig plaudern könnte," bemerkte Bec-de-Perdrix, der die Blätter armvollweise auf Ermel warf.

Nach und nach fingen die Grenadiere über den Vorfall zu scherzen an, so daß Ermel ganz ruhig wurde, und sich unbedingt ihrer edelmüthigen Protection überließ.

Indessen hatte Geranium seinen Schlafkameraden L'Enflammé bis zu dem Orte mit sich fortgezogen, wo Montreuil, d'Amblemont, Antonio, kurz eine Menge braver Soldaten von beiden Seiten gefallen waren.

„Hier ist ein ordentlicher Trödelmarkt," sagte er zu

seinem Begleiter, „da können wir Kleider nach Belieben auslesen.“

Bereits hatte eine Bande Marodeurs sich auf die Leichen geworfen; Menschen und Pferde wurden ohne Unterschied beraubt, Freunde und Feinde ihrer Habseligkeiten entledigt, Grenadiere setzten sich ohne alles Weitere in Besitz einer Uniform, die an demselben Morgen noch einem Kameraden angehört hatte, eben so L'Enflammé. Es waren auch viele Volontairs da, die sich auf Kosten der Gefallenen gütlich thaten. Eben so nahmen auch die Landleute, Männer, Frauen und Kinder, Alles, was ihnen anstand. Raubvögel können nicht gieriger über ihren Raub herfallen, als diese Leute über die Leichen.

Zehn Minuten später waren die Grenadiere wieder bei ihren drei andern Kameraden. L'Enflammé, dem bei der Sache doch nicht recht wohl zu Muthe war, schwieg düster; er hatte gethan, was sein alter Kamerad von ihm verlangt hatte, allein hundert traurige Geschichten von ähnlichen Fällen schreckten ihn, wie eben so viele Gespenster.

„Erführe der Commandant La Patrie die Geschichte,“ dachte er, „so würde es uns schlimm ergehen.“

„L'Enflammé, mein Alterchen, tröste Dich, es geht bald wieder in's Feuer, und dann wird eine gute Handlung früher oder später belohnt, das steht in der Lebensbeschreibung Turenne's.“

Der andere Veteran, den die Schweizer hatten niedermetzeln sehen, war nicht ganz dieser Ansicht. Ermel und Alain, die noch immer verborgen waren, mußten sich darein fügen, zu schweigen, da sie nicht thätig mitwirken konnten; allein der junge Edelmann besonders lag wie auf Nadeln. Auf einmal ertönte die Stimme des Commandanten La Patrie:

„Grenadiere, in Reih' und Glied!"

Die Trommeln wirbelten, Alles lief zu den Gewehren, L'Enflammé voraus, als wenn er Feuer unter den Sohlen gehabt hätte. Geranium blieb ein wenig zurück, und sagte zu Ermel:

„Glück zu, mein Lieutenant! Rühren Sie sich noch nicht, bis wir einmal im Marsche begriffen sind, dann geht es schneller."

„Geh' nur auf Deinen Posten, mein Lieber. Ich danke Dir. Möchte ich dereinst ..."

Auch Alain wollte seinen Dank aussprechen, allein Geranium lief bereits davon, und als Commandant La Patrie commandirte: „Rechts richtet Euch!" da stand er schon neben L'Enflammé, der an allen Gliedern zitterte.

Es war etwa vier Uhr. Braunschweig versuchte die Offensive zu ergreifen, und eine starke Colonne marschirte gegen das Grenadierbataillon an, dem Kellermann eine bedeutende Verstärkung an Infanterie und Kavallerie zu Hilfe sandte. Da Ermel eine französische Grenadieruni-

form anhatte, so fürchtete er sich nicht mehr, das Haupt zu erheben, und sah nun, daß die Truppen Kellermanns hastig vorrückten.

„Alain," sagte er, „wir wollen das Weite zu gewinnen suchen."

„Aber Ihr Bein, Herr?"

„Ich kann mich schon fortschleppen, Du mußt mich aber ein wenig unterstützen. Vorwärts!"

Mit der größten Anstrengung schritt der junge Edelmann, auf Alain und seinen Karabiner gestützt, langsam durch das Gehölze hin.

19.

Ein Rencontre.

Am zwanzigsten September 1792, gerade an dem Tage, wo die Kanonade von Valmy stattfand, hielt der Nationalconvent seine erste Sitzung. Auf den Vorschlag der Repräsentanten, Collot-d'Herbois, Manuel und Gregoire wurde das Königthum einstimmig für abgeschafft erklärt. Die Coalition, die sich zur Vertheidigung der französischen Monarchie und der Befreiung Ludwigs XVI. aus den Händen unversöhnlicher Feinde gebildet hatte, lös'te sich gewissermaßen von selbst auf. Unzufrieden zog Braunschweig sich in seine Linie zurück, und gab die Offensive auf; Dumouriez unterhielt Verbindungen mit dem Könige von Preußen, dem er Memoiren zusandte, und so wurden einige Tage nachher alle Verhandlungen abgebrochen. Die Preußen, mehr durch schlechtes Wetter und Mangel, als durch Waffengewalt besiegt, traten ihren Rückmarsch an.

Ermel de La Faugerais und Alain Gavesio waren zu dieser Zeit mit den zahlreichen Verwundeten und Kranken der verbündeten Armee im Lazarethe. Mit Hilfe ihrer Verkleidung waren sie, nach vielen Gefahren und unsäglichen Beschwerden, bei den Vorposten angekommen, wo man sie für Ueberläufer hielt, und hatten kaum noch Zeit gehabt, sich zu erkennen zu geben, ehe sie, von einem furchtbaren Marsche durch Sümpfe und Gesträuch erschöpft, niedersanken. Es war ein eigentliches Wunder, daß sie bei ihrem Zustande das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatten. Man nahm sie auf und schaffte sie in das Feldlazareth; später brachte man sie über die Grenze. Da kamen sie noch einmal nach Bischoven.

Von Montreuil hatte seit dem Kampfe der Compagnie d'Amblemont gegen die Colonne des Commandanten La Patrie und die Reiterei, die so gräßlich einhieb, Niemand mehr etwas gesehen. Was den Capitain und seinen treuen Basken betraf, so war ihr Tod außer allem Zweifel. Die Compagnie bestand nicht mehr. Es währte nicht lange, so wurde das ganze Corps der französischen Emigranten beurlaubt; die Mitglieder desselben vereinigten sich theilweise mit der Armee Condé's, Andere gingen in fremde Dienste, oder zogen Abenteuern nach.

Zu Bischoven machten Ermel und Alain Halt, sie pochten an die gastliche Thür der Mutter Winterhalsen, die sie mit offenen Armen aufnahm.

„Abermals verwundet!“ sagte sie.

„Dieses Mal hat es nichts zu bedeuten,“ antwortete Ermel; „dieses Mal sind wir gesund, und wenn ich nicht hinkte, so hätte ich gute Lust, Marie oder eine ihrer Schwestern zum nächsten Tanze einzuladen.“

„Ach, Herr Chevalier,“ sagte die gutmüthige Wirthin, „vom Tanzen ist gegenwärtig keine Rede. Man sagt, die Franzosen werden zu uns kommen! Ich weiß mir gar nicht zu helfen, meine Töchter und mein Mann sind in einer Unruhe ... und meine Burschen sprechen davon, sich anwerben zu lassen.“

Man befand sich im Gesellschaftszimmer. Die Mädchen verbargen ihre Freude über das Wiedersehen der beiden Verwundeten nicht, die sie einen Monat vorher so sorgfältig verpflegt hatten. Ermel erzählte die Hauptereignisse des Feldzuges, während die Hausfrau das Essen bereitete, und so oft er eines Kameraden erwähnte, erkundigten die guten Leute sich jedes Mal angelegentlich nach demselben.

„Ihr Capitain, Herr d'Amblemont?“ fragte Mutter Winterhalfen.

„Todt,“ antwortete Ermel traurig.

„Ach, mein Gott, und sein Diener, der so munter war, der Antonio?“

„Er fiel an seiner Seite.“

„Und Herr von Wailly?“

„Todt.“

„Du Parc?“

„Todt.“

„Und Ihr Freund Montreuil, der das Horn spielte, der lustige junge Mann?“

„Seit dem Augenblicke, wo er an meiner Seite fiel, habe ich nichts mehr von ihm gesehen; ich suchte seinen Leichnam nach dem Treffen, konnte ihn aber nicht finden.“

„Das ist also der ganze Ueberrest von der tapferen Compagnie, wobei so muntere, hübsche Leute waren!“ wiederholte die Familie.

Die guten Deutschen waren beinahe eben so betrübt als Ermel, den die Erinnerung an seine Freunde gewaltig erregte. Es dauerte einige Zeit, bis die Unterhaltung sich weniger traurigen Gegenständen zuwandte; als man indeß einmal bei Tische saß, und Winterhalfen seinen Gästen zu Ehren eine Flasche Rheinwein circuliren ließ, da wurden die Gesichter heiterer. Alles schwatzte traulich durch einander, und als Ermel den edlen Zug der fünf Grenadiere erzählte, da rief Mutter Winterhalfen freudig aus:

„Gott sei Dank! So sind sie doch nicht Alle Räuber und Unchristen!“

Alain blieb fortwährend ernst; Ermel dagegen fuhr gemüthlich fort:

„Gehen wir nicht zu schnell von einem Extrem auf

das andere über, meine liebe Frau; unter den Soldaten Dumouriez's und Kellermanns besteht bestimmt die Mehrzahl aus ordentlichen und sogar sehr friedlichen Leuten, wenn sie zu Hause sind. Die verabscheuungswürdigsten meiner Landsleute sind nicht bei den Heeren, sondern leben in großen Städten von Aufruhr, und auf dem Lande von Raub. Wenn nur nicht auch zu Rosven ..."

Mutter Winterhalfen ließ die einmal begonnene Unterhaltung nicht so leicht fallen.

„Sie haben also Freunde unter den Republikanern?" fragte sie.

„Freunde, ja, bis auf einen gewissen Punkt."

„Sie müssen mir einen Brief an Geranium da lassen."

„Wenn es Ihnen angenehm ist, so will ich dieses thun, allein es ist nicht wahrscheinlich, daß derselbe Ihnen viel nützen wird."

„Das ist einerlei, man muß Schutz suchen, wo man kann."

„Ich will auch noch an einige andere Personen bei dem französischen Heere schreiben, wenn Sie es haben wollen."

„Freilich will ich es haben."

„Da erkenne ich eben wieder meine Frau," bemerkte Vater Winterhalfen, indem er sein Pfeifchen anzündete,

denn über dem Gespräch war das Essen zu Ende gegangen.

Röschen, Marie und Grethchen nahmen ihre Arbeit zur Hand, und ihre Brüder setzten sich im Kreise um den Ofen, der eben so blank war, wie überhaupt alle Möbeln in dem Hause des Vaters Winterhalsen. Dieser war aber auch Kirchenvorsteher zu Bischoven und Vorsteher der Schützengesellschaft.

Ermel gestand, er sei für sich und seinen Diener sehr in Sorgen; die guten Leute boten Alles auf, um ihn zu trösten.

„Wir haben,“ begann Vater Winterhalsen, „einen Verwandten, der Schiffspatron ist. Diesem wollen wir Sie empfehlen, er wird Sie wieder an andere Seeleute weisen, und so kommen Sie bis an's Meer. Der gute Gott, der Sie bisher aus so vielen Gefahren errettet, wird Sie sicherlich auch vollends bis in Ihr Land geleiten, da Sie ja doch dahin gehen wollen.“

„D'Amblemont hat mir diesen Rath gegeben, und ich will ihm auch noch nach seinem Tode gehorchen, wie ich es bei seinen Lebzeiten that.“

„Und wenn Sie dann wieder zu dem hübschen Fräulein kommen,“ bemerkte Grethchen, dessen Gesundheit wir früher einmal getrunken haben, „so sagen Sie ihm, daß es zu Bischoven drei Freundinnen hat.“

Ermel gerieth immer in Verlegenheit, so oft dieser

Gegenstand berührt wurde, und die Mädchen machten sich ein Vergnügen daraus, ihn damit zu necken, woran vielleicht eine, jedenfalls aber unschuldige Koketterie auch einigen Antheil hatte. Grethchen, die selbst wußte, daß sie hübsch war, versuchte es, ein Bild von der Unbekannten zu entwerfen, um deren Namen man den Diener nicht zu fragen wagte, da der Herr denselben offenbar geheim gehalten wissen wollte. — Röschen und Marie standen ihr bei; mehrere Male führten sie auch einen Seitenhieb auf Alain, und sprachen von Jeanne-du-Gavre, der reizenden Brünette, deren er früher einmal so rühmliche Erwähnung gethan hatte. Bei alle dem blieb sie aber vollkommen in den Schranken der Bescheidenheit, und verwechselte den jungen Edelmann niemals mit seinem bescheidenen Gefährten, obgleich Beide dasselbe militairische Kleid trugen. Hierbei ging Alain mit gutem Beispiele voran; er war immer der Erste, der Ermel de La Faugerais, dem Sohne der Herren von Rosven, eine unbegrenzte Achtung erwies, was indeß die drei Mädchen nicht abhielt, den galanten Ritter Franzesa's von Kerfuntun auf unschuldige Weise zu necken.

„Ich wollte wetten," sagte Marie, „sie hat große blaue Augen, mit denen sie zärtlich drein schaut, und die jedes Mal feucht werden, wenn sie an Sie denkt."

„Schwester," bemerkte Grethchen, „so lange der Herr

Chevalier abwesend ist, werden diese schönen Augen gar nicht mehr trocken."

„Wie er seufzt!" rief Röschen. „Aber wir wissen ja noch nicht einmal, ob diese Augen blau oder schwarz sind."

„So viel aber weiß ich gewiß," sagte Grethchen, „daß sie täglich die heilige Jungfrau anfleht, ihr ihren getreuen Ritter zu erhalten."

„Dieses ist die beste Bemerkung, die den ganzen Abend gemacht wurde," commentirte die würdige Hausfrau.

So weit war die Unterhaltung gediehen, als sich vor dem Hause mehrere Stimmen hören ließen; kurz darauf wurde zweimal gepocht.

„Ist in Ihrem Hause nicht ein Emigrant, Namens Chevalier de La Faugerais?" fragte eine Männerstimme.

„Freilich," antwortete die Hausfrau.

„Gott Lob! Endlich finde ich ihn," sagte in französischer Sprache ein Fremder, den man unverzüglich in's Zimmer führte.

Ermel stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, und lag in seinen Armen; Alain stutzte, erhob sich respectvoll, und legte die rechte Hand an die Mütze.

„Wie, Sie hier, Herr von Kerfuntun? auf welche Weise und durch welchen Zufall kommen Sie hierher? doch zuerst etwas Neues zu Rosven? Seit zwei Jahren weiß

ich nicht mehr, wie es dort steht ... Sie kommen doch dorther? ..."

Hier unterbrach Ermel sich selbst, ein Gemisch von Furcht und Freude ließ ihn nicht weiter sprechen. Wie viele schmerzliche Ereignisse konnten nicht in einem Zeitraume von zwei Jahren das Herrenhaus zu Rosven betroffen haben! und nun war es nahe an zwei Jahre, daß Ermel von Rosven abwesend war. Im Dezember 1790 hatte er den letzten Segen seines Urgroßvaters erhalten; im folgenden Monate war er emigrirt. Er wurde unterwegs in den Pyrenäen, und später auf der Insel Wight bis zum folgenden Frühjahre aufgehalten, und kam, wie man oben sah, erst gegen die Mitte des Jahres 1791 zu Coblenz an; die Compagnie d'Amblemout ward erst einige Monate später errichtet. Endlich war er seit einem Jahre, entweder im Standquartier, oder im Felde.

Alain sagte dann Winterhalfen, der neue Ankömmling sei der Schwiegervater von dem älteren Bruder Ermels, der Freund der ganzen Familie, und einer der ehrbarsten Edelleute der Bretagne. Ehe Herr von Kerfuntun sich auf die Beantwortung der Fragen Ermels einließ, hielt er es für passend, die Familie zu begrüßen:

„Sie werden mir verzeihen," sagte er, „daß ich zu einer solchen Stunde komme, und die Ruhe Ihrer Familie störe; allein ich suche ihn nun schon seit einem Monat,

zweimal schon verlor ich seine Spur, und da ich ihn nun endlich finde, so kann ich nicht anders."

„Es ist uns Allen recht lieb, daß Sie bei uns eintraten," entgegnete der Hausherr, „und ich hoffe, Sie werden auch Ihre Effecten hierher bringen lassen ..."

„Ich stieg in dem Gasthause ab, verzeihen Sie, ich möchte keine Störung verursachen."

„Grethchen, mache ein Bett für den Herrn zurecht, in dem großen rothen Zimmer, neben Herrn Ermel," befahl in gebieterischem Tone Mutter Winterhalfen. „Gustav, Du gehst in's Wirthshaus, und holst sein Gepäck. So, so, ein Verwandter des Herrn Chevalier? Geschwind, geschwind!"

Der neue Ankömmling mußte die so edelmüthig angebotene Gastfreundschaft annehmen. Er drückte Ermel nochmals zärtlich an's Herz, richtete einige freundliche Worte an Alain Gavesio, und setzte sich sodann in den Kreis der deutschen Familie. Die Mitglieder der Familie Winterhalfen verstanden nur wenig Französisch; sie wollten sich aus Discretion entfernen, allein Herr von Kerfuntun erklärte, seine Mittheilungen enthielten durchaus nichts Geheimnißvolles, und bat sie, ihre Plätze wieder einzunehmen. Die Töchter, die in den wenigen Worten, die Ermel und Kerfuntun gleich Anfangs wechselten, bereits einige Frauennamen, worunter auch der Franzesa's, gehört hatten, waren auf die Erzählung des Fremden nicht wenig

gespannt. Vater Winterhalfen zündete seine Porzelainpfeife zum vierten Male an, seine Frau schürte das Feuer im Ofen, und Röschen goß frisches Oel in die Lampe. Alain war in ängstlicher Spannung, er hätte gern auch einige Fragen an den Freund seines Herrn gerichtet, wollte aber warten, bis derselbe alles auf das Herrenhaus Bezügliche erzählt hätte. Wie es auf dem Gute stehe; ob Jeanne-du-Gavre ihn immer noch erwarte; ob der gute Pfarrherr von St. Ermel noch auf seiner Pfarrei sei; was es zu Rosven und in der Gegend Neues gäbe? dieses waren die Fragen, die Alain thun wollte; vor Allem aber lag ihm daran, etwas von dem alten Herrn und der alten Frau, von Herrn Armand und Hilaire, kurz von allen Mitgliedern der herrschaftlichen Familie, groß und klein, zu erfahren. Zu diesem Behufe machte er sich so nahe als möglich hinzu, um ja kein Wort von der Erzählung Kersuntuns zu verlieren.

20.

Interessante Nachrichten.

Wir können die Erzählung Kerfuntun's hier blos ihrem Hauptinhalte nach wiedergeben, müssen aber dabei nothwendiger Weise auf einige historische Details eingehen. Wir machen damit von einem Rechte Gebrauch, das Romandichter, Biographen und selbst Geschichtsschreiber geflissentlich mißbrauchen, wenn sie die innersten Gedanken und Absichten ihrer Helden an den Tag legen. Mit anderen Worten, wir werden ohne Scheu Geheimnisse enthüllen, worüber Kerfuntun in Gegenwart Alain's und der Familie Winterhalsen das tiefste Stillschweigen beobachten mußte.

Die Reise von Franzesa's Vater, an der deutschen Grenze, stand mit der ausgedehnten Verschwörung, die wir schon unter dem Namen „bretagnische Association"

kennen gelernt haben, in genauer Verbindung. Von La Rouarie selbst zu den emigrirten Fürsten gesandt, überbrachte er ihnen die Depeschen dieses unternehmenden Rädelsführers, der sein mühsames Geschäft immer mit gleicher Beharrlichkeit verfolgte.

Hier müssen wir jedoch einen Augenblick um zwei Jahre zurückgehen. Als La Rouarie sah, daß man ihn zu Coblenz nicht verstehen wollte, so wandte er sich nach der Bretagne, arbeitete hier unermüdlich an neuen Verbindungen, und suchte besonders die Edelleute, die in seine Pläne eingingen, durch unauflösliche Bande an sein Unternehmen zu ketten. Da nun der Erfolg seinen Hoffnungen entsprach, und er einmal schriftliche Beweise von beträchtlichen Verbindungen beibringen konnte, kehrte er nach Trier zurück, um die Sanction der Fürsten auszuwirken, die leider die Wichtigkeit seiner Pläne früher nicht eingesehen hatten. Endlich schenkte man ihm Gehör, und ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Am fünften December 1791, beinahe ein Jahr vor dem Zeitpunkte, bei dem wir in unserer Erzählung stehen, unterzeichneten die Brüder des Königs den Plan zu dem Aufstande, den der unermüdliche Verschwörer ihnen vorlegte. Natürlicher und gerechter Weise erhielt La Rouarie die Rolle der Hauptperson; er wurde nun die Hoffnung aller Mißvergnügten. Er konnte sich nunmehr viel freier regen; der Schritt, den er gethan, war entscheidend, selbst Solche, die früher

Selbstsucht und Hochmuth von dem Beitritte abgehalten hatten, unterwarfen sich jetzt dem Beschlusse der Prinzen, und ließen sich von ihm leiten.

Nächst dem Grafen von Artois berücksichtigte er seinen Freund Fontevieux, der unter seiner Anführung die Feldzüge in Amerika mitgemacht hatte. Jersey wurde zum Waffen- und Munitionsdepôt bestimmt. Die bretagnischen Emigranten, die sich bei der Rheinarmee, unter Graf Botherel, befanden, wurden zur Theilnahme an dem Aufstande aufgefordert.

Damals wäre Ermel ohne allen Zweifel eingereiht worden, wenn er nicht gerade mit der Compagnie d'Amblemont bei den Vorposten gewesen wäre. So benachrichtigte ihn Niemand von dem, was vorging, Fontevieux kannte ihn nicht, er wurde rein vergessen, und kam so um die Gelegenheit, Nachrichten von seiner Familie zu erhalten. Nachher, als die Compagnie d'Amblemont sich mit den anderen Emigrantencorps vereinigte, war es zu spät. Hätte Kerfuntun, der gerade wichtige Botschaften zu überbringen hatte, nicht zufälliger Weise erfahren, daß sich ein La Faugerais bei der Armee befinde, so wäre ihm wohl die Verschwörung, von der wir hier eine kurze Schilderung zu geben suchen, noch lange fremd geblieben.

Gleich nach seiner Rückkehr in die Bretagne machte La Rouarie sich daran, in den Städten, wo er sich bereits allein, ohne alle fremde Beihilfe, eine Menge Anhänger

zu verschaffen gewußt hatte, royalistische Comité's zu formiren. In Kurzem hatten St. Malo, Dol, Rennes, Fougères ihre Insurrectionsclubbs. Vannes, Auray, Redon, Laval, Pont-Château und mehrere geschickt gelegene Punkte bekamen eine geheime Organisation, die sich auch auf das Land erstreckte. Alle monarchisch Gesinnten kamen mit einander in Verbindung. La Rouarie lehrte sie ihren Werth und ihre Macht kennen, und bot fortwährend Alles auf, um sein Riesenwerk zur Ausführung zu bringen. Nie wurde eine so ausgedehnte Verschwörung mit größerer Geschicklichkeit geleitet. Diese umfaßte die ganze Bretagne und einen Theil der angränzenden Provinzen, und erstreckte sich selbst bis nach England, und stand mit den Hauptpersonen der französischen Emigration in fortwährender naher Verbindung.

Unter den Agenten und Angestellten La Rouarie's zählte man die ausgezeichnetsten Namen jener Zeit. Im Fürstenrathe war Herr von Calonne Berichterstatter über alle Angelegenheiten der bretagnischen Association. Die allgemeinen und militairischen Verordnungen, die von La Rouarie und seinen Verbündeten ausgingen, wurden durch den alten Minister, dem Grafen von Provence, zur Bestätigung vorgelegt, der zum Regenten proclamirt und als solcher anerkannt war, seit der König sich als Gefangener im Temple befand.

Selbst weibliche Verbündete hatte La Rouarie.

Therese Le Moëlien, eine Verwandte von ihm, widmete ihre Jugend und Schönheit der Sache, die er verfocht, und leistete ihm, vermöge ihrer außerordentlichen Gewandtheit, nicht unwichtige Dienste.

Sein Vertrauter und Geheimschreiber war Loisel, ein äußerst thätiger, einsichtsvoller und ergebener Mann. Kassirer der Gesellschaft war Desilles, der Vater des jungen Helden von Nancy, die Fonds waren auf seinem Schlosse Fosse-Ingant, in der Nähe von St. Malo, niedergelegt. Außerdem wirkten noch Picot de Limoëlan, sein Schwager; Grout de la Mothe, Schiffscapitain; der junge Aimé Dubois-Guy, ein Neffe des berühmten Lamotte-Piquat; Loquet de Granville; Delaunay, früherer General-Lieutenant der Admiralität; Lamotte de la Guyomarais; Bertin und Prignet, Unteragenten und viele Andere, die ich hier nicht Alle aufzählen kann, mit einer Umsicht und einem Eifer, die alle Anerkennung verdienten, für das Komplott.

Adjutanten La Rouarie's waren sein Neffe, bekannt unter dem Namen Tuffin, Limoëlan der Jüngere und der bekannte Chevalier von Tintémiac.

Als einen der ausgezeichnetsten Männer müssen wir hier noch den amerikanischen Major Chafner anführen, der bei der Nachricht von der Gefahr, worin der Thron Ludwigs XVI. sich befinde, Vaterland und Familie ver-

ließ, um dem Könige von Frankreich zu beweisen, daß Republikaner nicht immer undankbar sind.

„Chafner ist die Mittelsperson zwischen den Verschworenen in der Bretagne und den Royalisten in den andern Provinzen. Seine Geburt, seine Stellung, ja selbst seine Sprache, kurz Alles an ihm trägt dazu bei, den unruhigen Verdacht der Revolution zu beschwichtigen. Chafner steht in Verbindung mit La Fayette, Lameth und all' den Edelleuten, die in Washington's Schule die republikanische Unabhängigkeit kennen lernten. Durch La Fayette ward er mit den einflußreichsten Rednern unserer Zeit bekannt; seine Begeisterung für Amerika giebt ihm das Recht, in ihre Geheimnisse einzudringen. Chafner ist es, der La Rouarie über die Wichtigkeit seiner Schritte belehrt, ihm verdankt dieser die kostbarsten Winke; er ist es, der, Nah oder Fern, mit väterlicher Zärtlichkeit über dem Verschwörer und seiner schönen Mitschuldigen wacht. Mit Hilfe dieses Hebels, dessen Macht er allein kennt, geht La Rouarie so ziemlich sicher." *)

Zu Paris, wohl auf dem gefährlichsten Posten, war Pontavice, ein Offizier vom Regimente Armagnac, als Beobachter aufgestellt. Die militairischen Befehlshaberstellen waren bereits für Männer bestimmt, von denen sich Erhebliches erwarten ließ, selbst die niedrigeren Grade waren bereits an zuverlässige Leute vertheilt.

*) Crétineau-Joly, Histoire de la Vendée militaire.

Nachdem nun endlich dieses ungeheure Netz, dessen Fäden La Rouarie alle in den Händen hielt, gesponnen war, gab er den Befehl, Waffen und Munition an Leute zu vertheilen, auf die man sicher rechnen könnte. Dabei zählte man auch, wiewohl etwas zu stark, auf enthusiastische Theilnahme von Seiten des Landvolkes.

Am zweiten März 1792 ertheilten die Prinzen dem Chef der bretagnischen Association die unbegränzte Vollmacht, für die Monarchie zu thun, was er nur für gut fände. Auf dieses hin stellte Alain Nedelec, Gutsbesitzer und Friedensrichter zu Fouesnant, in der Nähe von Quimper, sich an die Spitze eines Aufstandes, der aber eben so schnell unterdrückt wurde, als er ausgebrochen war. Dasselbe Schicksal hatte Graf du Saillant an der Spitze von zweitausend Royalisten. La Rouarie schrieb ihre Unglücksfälle auf Rechnung ihrer Voreiligkeit, und nahm sich vor, nichts zu wagen, ehe er alle durch die Klugheit gebotenen Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte. Allein bei der Nachricht von den gräßlichen Vorfällen am zehnten August konnte er sich nicht mehr halten. Nun, glaubte er, sei es Zeit, zu handeln, und erließ eine Proclamation, welche die Bretagner unter di. Waffen rief, die Landung der Emigranten zu Jersey sollte am zehnten October Statt finden.

Mit diesen Begebenheiten stand die Sendung Kerfuntun's in Verbindung. Eben hatte er Fontevieux und

Calonne den Beschluß La Rouarie's hinterbracht, und hatte den weiteren Auftrag, alle diejenigen Emigranten, die mit der Bretagne in Verbindung standen und sich dahin begeben wollten, in der Absicht, die Revolution zu bekämpfen, nach Jersey zu weisen.

Natürlich ließ er sich die Listen sämmtlicher Compagnieen einhändigen, und fand darauf den Namen Ermels. Sogleich stellte er, unbeschadet seines Auftrags, Nachforschungen an; zwei Mal sagte man ihm, La Faugerais sei gefallen, zwei Mal wurde diese Nachricht durch Augenzeugen widerlegt. Endlich kam er zu der festen Ueberzeugung, sein junger Freund sei bei Valmy verwundet und in ein Feldlazareth gebracht worden, und er erkundigte sich nach der Richtung, welche die Krankentransporte genommen hatten. Die eine wurde nach Luxemburg, die andere nach Bastogne gebracht, noch andere wurden auf der Mosel eingeschifft, und kamen nach Koblenz.

Glücklicher Weise ließ der Besuch der Hospitäler sich recht wohl mit den sonstigen Geschäften Kerfuntuns vereinigen. Zu Bastogne versicherte ihm ein Tambour von der Compagnie d'Amblemont, Ermel und Alain seien an demselben Morgen im Dorfe Bischoven, einem ihrer früheren Standquartiere, zurückgeblieben. Die Details, die der Tambour angab, verliehen seinen Worten sehr viel Glaubwürdigkeit. Auf der Stelle reis'te Kerfuntun nach

Bischoven ab, wo er den Wirth, die Knechte und alle Vorübergehenden zur Rede stellte. Da erfuhr er, daß Ermel und Alain wirklich schon zwei Mal sich einige Zeit in dem Dorfe aufgehalten hatten. Das letzte Mal seien Beide auf den Tod krank gewesen, und Mutter Winterhalfen habe sie in ihr Haus aufgenommen; es sei indeß schon zwei Monate her, seit sie wieder in's Feld gezogen seien, und Niemand habe unterdessen mehr Etwas von ihnen gesehen.

Kerfuntun hatte fest gehofft, die Gesuchten hier zu finden, und war expreß deswegen von Bastogne dahin gereis't; nun ließ aber diese Erzählung, die von einer Menge Leuten bestätigt wurde, ihn befürchten, der Tambour habe ihm eine alte Geschichte als ganz neues Factum erzählt.

„Allein sie hätten doch heute erst hier eintreffen sollen," rief er, „habt Ihr keine Krankenwagen durchkommen sehen?"

„Ja! ... Nein! ... Vielleicht! ..." antwortete die Menge; „jedenfalls kann man ja bei Mutter Winterhalfen nachsehen."

So kam es, daß Kerfuntun fünf bis sechs Stunden nach Denjenigen, die er seit mehr als einem Monate überall, in den Städten, auf Schlachtfeldern und in Hospitälern, suchte, in der gastlichen Behausung der Winterhalfen zu Bischoven anlangte.

Ehe er jedoch alles Dieses erzählte, hatte er seine Freunde durch die Nachricht beruhigt, daß in dem Herrenhause sowohl als in den Pächterwohnungen sich Alles wohl befinde. Der alte Herr, Jean François, war freilich ziemlich schwach, und seine Gattin fortwährend bettlägerig, doch dieses konnte nicht anders sein; im Uebrigen waren beinahe keine Veränderungen vorgekommen.

Die zwei verflossenen Jahre hatten indeß doch manches kummervolle Ereigniß mit sich gebracht: es war eine Haussuchung vorgenommen worden, und der Bezirksbeamte von Vannes hatte eines Tages plötzlich Armand de La Faugerais arretiren lassen, und ihn inquirirt, wo sich sein Bruder, der „frühere“ Vicomte von Kerbozec, und sein Sohn, der „frühere“ Chevalier, befänden. Armand gab zur Antwort: Beide dienen dem Vaterlande, ersterer bei der Marine, letzterer bei dem Landheere; seit September 1790 haben sie nichts mehr von sich hören lassen, und man wisse auch seither nichts von ihnen. Nach einem langwierigen Verhöre wurde er wieder freigegeben, und von den Gavesio, die der Verhandlung beigewohnt hatten, im Triumphe in das Herrenhaus zurückgeführt.

Kurze Zeit vor der Abreise Kerfuntuns war wieder eine ähnliche Scene vorgekommen; dieses Mal war es besonders auf Hilaire abgesehen, der aber in dem Augenblicke, als man ihn unter dem Vorwande, daß er bei

einer Verschwörung betheiligt sei, arretiren wollte, nicht anwesend war.

„Hatte diese Beschuldigung Grund?“ fragte Ermel.

„Nicht gerade,“ rief Kerfuntun hin, „allein er ist meiner Tochter Mann, und ich bin verdächtig.“

„Verdächtig!“ ... rief La Faugerais, „das kostet das Leben!“

„Allerdings, wenn man meiner habhaft wird,“ antwortete der Edelmann in demselben gleichgiltigen Tone. Um jedoch wieder auf diese zweite Haussuchung zurückzukommen, so lassen Sie sich sagen, daß, als man weder Ihren Bruder noch mich fand (denn auch mich suchten sie), man meine beiden Töchter festnahm....“

Ermel wurde leichenblaß, so daß den Winterhalfen seine Bewegung nicht entgehen konnte.

„Beruhigen Sie sich, mein Freund, Louise und Franzesa sind gegenwärtig in Sicherheit ... oder vielmehr, bei meiner Abreise waren sie wenigstens wieder zu Rosven. Jean du Gavre, der sich unter den wüthenden Patrioten einige Freunde zu gewinnen wußte, verbürgte sich für Ihre Schwägerin, und Franzesa wurde mir durch Vermittelung der Gavesto, die zu diesem Behufe einen Streich ausführten, der ihnen ganz gleich sieht, an demselben Tage wiedergegeben.“

Bei diesen Worten erhob sich die Gestalt Alains, und nun zum ersten Male erlaubte er sich eine Frage:

„Und was war denn dieses für ein Streich?“

„Sie wußten, daß ein gewisser Famine, Mitglied des Bezirksgerichtes und des Revolutionstribunals, dem Trunke sehr ergeben ist. Nun verkleideten sie sich in Handelsleute, und setzten diesem Famine an einem Markttage dergestalt mit Trinken zu, daß er nicht mehr wußte, was er that, und sich leicht dazu bereden ließ, einen Befehl zu unterschreiben, wornach Franzesa augenblicklich freigelassen werden sollte. Diesen Befehl nahm der alte Gavesio sogleich zur Hand, während Deine Brüder, mein braver Junge, unserm Ehrenmanne immer noch ärger zusetzten, so daß er ganz bewußtlos wurde. Der Aufseher des ohnehin überfüllten Gefängnisses gab meine Tochter um so eher heraus, als der mit Famine's Namen unterzeichnete Befehl durch zwei runde Ducaten noch mehr Kraft erhielt. Jeder der Betheiligten, Famine selbst nicht ausgenommen, hatte Ursache, zu schweigen, man verwechselte Louise und Franzesa gerne, als ob es nur eine Kerfuntun gäbe, und so erhielt ich meine beiden Töchter wieder. Seither ist indeß Franzesa immer als Bauermädchen gekleidet, und wenn sich verdächtige Gesichter in der Nähe des Herrenhauses zeigen, so ist sie fortwährend gefaßt, sich in einer der benachbarten Pächterwohnungen zu verstecken, wo die Domestiken und die Gebrüder Gavesio sie in Schutz nehmen würden, wenn man auf's Neue Nachsuchungen nach ihr anstellte.“

„Mein Gott, was für eine Zeit!“ rief Ermel aus, „so Etwas ist doch gräßlich!“

„Und doch immer noch nichts in Vergleich mit Dem, was zu Brest, zu Rennes und Nantes vorgeht.

„Hat man Nachrichten von meinem Oheim Kerbozec?“ fragte Ermel hastig.

„Er ist zu Jersey .... wo Sie ihn wieder sehen werden.“

„Warum zu Jersey? ...“

„Sie sollen den Grund erfahren, ich rechne indeß auf Ihre Geduld. In acht bis zehn Tagen sind meine Geschäfte in dieser Gegend zu Ende, dann reisen wir ab....“

„Ich muß in die Bretagne zurückkehren!“ rief Ermel. „Ich will meinen Heerd und meine Lieben vertheidigen! Ah, wäre ich dabei gewesen, sie hätten sich über meine Leiche einen Weg bahnen müssen, ehe ich Franzesa hätte fortschleppen lassen!“

Die Mädchen warfen einander verstohlene Blicke zu, nun wußten sie endlich den längst gewünschten Namen, doch konnten sie jetzt nicht mehr lachen, die traurigen Schilderungen Kerfuntuns machten sie schaudern. Alle Augenblicke erwähnte er die Guillotine; blutige Erscheinungen schwebten ihren Augen vor, und sie zitterten vor Angst.

Ermels Fragen wurden nun weniger dringend;

der Edelmann hatte ihm durch ein Zeichen bedeutet, daß zwischen der Anwesenheit des Vicomte von Kerbozec zu Jersey und zwischen dem speziellen Einschreiten gegen Hilaire und ihn ein geheimnißvoller Zusammenhang Statt finde.

Welche Gründe hatte Franzesa's Vater zu seiner Reise an den Rheinufern? Warum hatte er die Bretagne verlassen, wohin er in Kurzem zurückzukehren gedachte? — denn Jersey hatte er blos obenhin erwähnt — alle diese Fragen öffneten Ermel ein weites Feld zu verschiedenen Vermuthungen.

Er fühlte wohl, daß er seine Neugierde zügeln müsse, und begnügte sich damit, sich einzeln nach den Bewohnern von Rosven zu erkundigen. Da erfuhr er denn, sein Bruder Hilaire halte sich verborgen, und ihr Vater, Armand de La Faugerais, sei fortwährend auf seiner Hut, indem er befürchte, er werde nochmals vor das Tribunal beschieden werden. Der älteste Sohn der Familie bleibe einzig und allein aus dem Grunde sichtbar, um den Großeltern Unannehmlichkeiten zu ersparen, denn man habe schon selbst Personen von ihrem Alter in's Gefängniß geschleppt. Ermels Schwester, Melite, befasse sich ausschließlich mit der Pflege ihrer Großältern. Louise sei kurz nach ihrer durch Jean du Gavre ausgewirkten Befreiung in eine Krankheit verfallen, jedoch bei der Abreise ihres Vaters nach Jersey und zur Rheinarmee wieder

auf dem Wege der Genesung begriffen gewesen; Franzesa ertrage die Drangsale, welche die Familie beträfen, mit vielem Muthe. Als man endlich auf die Pächterfamilien zu sprechen kam, da erklärte Kerfuntun, den Gavesio sei noch kein Leid geschehen. Zu St. Ermel herrschte eine Gährung unter den Arbeitern, indeß sei noch nichts von Bedeutung vorgefallen. Da der beeidigte Geistliche nach Vannes zurückberufen, und die Pfarrei somit erledigt gewesen sei, so habe der frühere Pfarrer ohne weitere Umstände sein Amt und seine Functionen wieder angetreten.

„Das ist sonderbar," bemerkte Ermel; „nach Allem, was Sie mir bisher sagten, kann ich mir diese Toleranz nicht erklären."

„Ich selbst bin über die Sache nicht ganz im Reinen," entgegnete Kerfuntun. „In der Bretagne, nicht so im übrigen Frankreich, herrscht gegenwärtig in dieser Beziehung eine Art Waffenstillstand. Es ist dieses, glaube ich, eine Vergünstigung von Seiten der Patrioten, oder vielmehr der Oberbehörden, die sich scheuen, durch allzugroße Strenge gegen die Geistlichkeit das Landvolk auf's Aeußerste zu treiben."

„Verrath!" knirschte Ermel zwischen den Zähnen.

„Sie haben's getroffen.... Man legt uns eine Schlinge.... Es ist gegenwärtig auf die Edelleute abgesehen; die adeligen Besitzungen in der Nähe der Städte

werden confiszirt und zum Vortheile der Nation verwerthet, und später beginnt dann die Verfolgung wegen Religionssachen wieder."

„Wurden Sie des Ihrigen auch beraubt?"

„Es ist schon lange her, seit mein kleines Gut versteigert wurde," antwortete Kerfuntun mit anscheinender Gleichgiltigkeit.

Ermel dachte mit Bedauern an Louise und Franzesa; Kerfuntun, der ihm dieses ansehen mochte, fuhr fort:

„Was liegt an unseren Gütern, während wir täglich den Kopf auf's Spiel setzten?... Ach, mein Gott, ich vergaß meine Kinder!" setzte er traurig hinzu, fuhr jedoch nach kurzem Schweigen wieder fort: „Es ist auf uns abgesehen, sagte ich, allein...."

Neues Stillschweigen; Kerfuntun ließ den Satz unvollendet. Sodann begann er auf's Neue:

„Folgen Sie mir ohne Mißtrauen, mein Freund."

„Bis an's Ende der Welt!" rief der junge Mann, und wollte sich mit Begeisterung erheben, allein seine Wunde schmerzte ihn noch sehr, er sank auf seinen Stuhl zurück, und setzte hinzu: „Wenn ich die Kraft dazu habe."

„Wir werden bis zum nächsten Hafen mit der Post reisen, seien Sie nur ruhig."

„Aber woher Geld nehmen?..."

„Ich habe solches."

„Das ist ein Glück," sagte Alain, „denn sonst hätte ich gar nicht gewußt, wovon wir nur ferner leben sollten."

Wegen dieser Bemerkung tadelte ihn Mutter Winterhalfen.

„Hätten die Franzosen uns nicht ausgeplündert," sagte sie, „so dürfte es Euch hier an nichts mangeln, und ich hätte Euch in meinem Hause behalten, so lange Ihr es gewünscht hättet."

Da es schon ziemlich spät war, so ging man auseinander, und begab sich zu Bette; Alain in der größten Zufriedenheit, wußte er nun doch, daß Jeanne du Gavre ihm treu geblieben war.

„Es scheint, wir werden nach Hause kommen," dachte er; „unser Aufenthalt daselbst wird nicht mehr blos vorübergehend sein, was hindert mich da noch, zu heirathen?... Besonders wenn Herr Ermel mit gutem Beispiele vorangeht.... Warten wir nur noch eine Weile, dann wollen wir sehen!"

Unter solchen Gedanken schlief der Voltigeur ruhig ein, trotzdem daß er kurz zuvor so gräßliche Thatsachen hatte erzählen hören, und trotzdem daß er als Emigrant und Deserteur geächtet war. Ermel dagegen hatte lange kein so festes Vertrauen auf die Zukunft, als sein treuer Diener.

21.

Abreise von Bischover.

Die Wohnung der Familie Winterhalfen war nicht groß genug, um jedem der drei Gäste ein besonderes Zimmer anweisen zu können, dafür hatte man ihnen aber das größte und besteingerichtete im ganzen Hause eingeräumt. Die beiden besseren Betten darin waren für Kerfuntun und Ermel bestimmt, in einer Ecke stand ein bescheideneres Lager für Gavesio. In einer Wand war ein rundes Fensterchen angebracht, so daß man von der Treppe aus unbemerkt das ganze Gemach übersehen konnte. Eine verzeihliche Neugierde trieb Mutter Winterhalfen an, ihre Gäste, nachdem sie denselben gute Nacht gewünscht, noch ein wenig zu beobachten. Da bemerkte sie denn, wie alle Drei andächtig vor einem in der Ecke hängenden Crucifix niederknieten; schnell holte sie ihre Kinder und ihren Mann

herbei, die sich Alle an dem Anblicke erbauten, und erst dann zurückgingen, nachdem die drei Unglücksgefährten ihr Gebet verrichtet hatten.

„Sagt' ich's doch immer, sie seien gute und wahre Christen," bemerkte die Hausmutter, „und der Neuangekommene ist gerade wie die beiden Anderen."

„Ganz recht, Frau, ganz recht, ich bin zufrieden," entgegnete der Vater, „die Anwesenheit solcher Gäste unter unserem Dache kann uns Glück bringen."

Auch die Mädchen waren ähnlicher Ansicht. Sie verglichen diese Kriegsleute mit andern, die man ebenfalls durch das Fensterchen beobachtet und am folgenden Tage wieder gern ihres Weges hatte ziehen lassen, mit Ausnahme eines einzigen, der zum Bleiben veranlaßt und vorzüglich bewirthet worden war, ohne die Ursache davon zu erfahren. Dieser war aber auch ein gläubiger Christ gewesen und hatte ebenfalls seine Andacht vor dem Kreuze verrichtet. Ohne auf seine Geschichte näher einzugehen, wollen wir hier blos bemerken, daß der hübsche junge Mann, Namens Jerôme Traillard, früher Sergeant beim Regiment Artois und gegenwärtig bei der Armee Condé's eingereiht war. Grethchen dachte manchmal mit Rührung an ihn, und es war ganz natürlich, daß er ihr wieder einfiel, als ihre Mutter sie rief und sie Kerfuntun und Alain auf den Knieen, Ermel aber wenigstens in einer

anständigen Stellung erblickte, denn seine Wunde erlaubte ihm nicht, gleich den Andern niederzuknieen.

Eine Viertelstunde später schlief der Niederbretagner fest, was sein lautes Schnarchen bewies, das wir schon einmal bei ihm hörten.

„Legen Sie sich zu Bette, mein Freund," sagte Kersuntun zu Ermel, „Sie müssen der Ruhe bedürfen. Schonen Sie sich nur in der nächsten Woche gehörig; ich will jetzt diese Gelegenheit benutzen, Ihnen die weitern erforderlichen Eröffnungen zu machen."

Der alte Edelmann setzte sich neben Ermels Bett und weihte diesen in das Geheimniß der Verschwörung ein. —

„Das war es also, womit Sie schon im Jahre 1790 bei meiner Abreise umgingen?" fragte Ermel.

„Ja... damals machten wir den Anfang... Nun ist Alles vorbereitet — kann La Rouarie auf Sie zählen?"

„Mein Leben ist dem Dienste des Königs gewidmet; an den Ufern des Rheins, zu Jersey, in der Bretagne, überall bin ich bereit, für ihn zu sterben."

„Gut. Kerbozec und Hilaire halten es ebenfalls mit uns; Ihr Vater weiß nur so viel, als er wissen muß; wir wollten ihn nicht mit der Sache behelligen. Er muß die Weiber, Kinder und Großmütter beschützen. An dem Tage wo es losbricht, erfährt er das Uebrige; wir zählen auf seinen Einfluß, um St. Ermel und die Umgegend in

Aufstand zu versetzen. Ich weiß indeß selbst noch nicht Alles, ich bin blos eines der Werkzeuge des Chefs, dem ich blindlings gehorche. Gegenwärtig werbe ich unter den bretagnischen Edelleuten. Vor einiger Zeit ließ ich unterirdische Gänge nach den Schlössern graben, wo sich nach und nach die Hauptpersonen versammeln. Früher sondirte ich die Gesinnungen mehrerer Männer, deren Beitritt für die Sache der Monarchie von Wichtigkeit war. Sehen Sie, Ermel, ich habe meine Ruhe, mein Vermögen, meine Freiheit und meine Existenz zum Opfer gebracht. Wir sind in der Bretagne über zweihundert, die also denken."

„So rechnen Sie auf einen Cumpan mehr!"

Mehr bedurfte es nicht. Kerfuntun drückte seinem jungen Kameraden die Hand, und legte sich sodann einige Stunden nieder. Bei Tagesanbruch reis'te er von Bischoven ab, um seine letzte Runde zu machen.

Eine Woche später hielt eine Postchaise vor der gastlichen Behausung der Winterhalfen; Kerfuntun stieg aus. Er fand Ermel wieder vollkommen hergestellt; zwar hinkte er noch ein klein wenig, war aber deshalb doch im Stande, die Beschwerden der Reise zu ertragen.

Ermel hatte seinen Gastfreunden mehrere Briefe ausgefertigt, die sie im Nothfalle an Offiziere der republikanischen Armee, die er von früheren Zeiten her kannte, abgeben sollten. Einer derselben war an Geranium, Gre-

nadier bei der Abtheilung des Kommandanten La Patrie, adressirt. Alle diese Briefe empfahlen die Familie Winterhalfen dem Wohlwollen und Schutze der Franzosen auf's Dringenste.

Kerfuntun bot ihnen Geld an, wenigstens zur Entschädigung für die Kosten, die der längere Aufenthalt Ermel's und Alain's der Familie verursacht hatte, allein mit knapper Noth brachte er es dahin, daß Winterhalfen eine kleine Summe für Geranium, Raymond, Bec-de-Pardrix, Joli-Coeur und L'Enflammé annahm, auf den Fall, daß diese vielleicht nach Bischoven in's Quartier kommen sollten.

Die republikanischen Truppen hatten bereits die Nordgrenze passirt. Man glaubte, Kellermann würde ebenfalls vorrücken; die verbündete Armee zog sich zurück. Dieses bewog Mutter Winterhalfen, die angebotene Börse anzunehmen, die sie indeß nicht als Geschenk, sondern als Depositum betrachtete. Glücklicher Weise hatte Kerfuntun sich mit einigen Putzwaaren von geringem Werthe versehen, welche die Töchter um so weniger ausschlagen konnten, da Ermel ihnen dieselben mit der größten Artigkeit anbot.

Als die beiden Edelleute abreis'ten, wurden Röschens und Mariens Augen feucht; Grethchen hatte dabei eine eigene Empfindung, sie mochte wohl an den Abschied des braven Jerôme Traillard, des hübschen Sergeanten

denken. Vater und Mutter Winterhalfen begleiteten die drei Emigranten mit ihren besten Glückwünschen und Segnungen, und diese mußten versprechen ihnen zu schreiben oder sie später wieder einmal zu besuchen, wenn wieder Friede und Ruhe herrschte.

Endlich stiegen sie in den Wagen und pfeilschnell flogen die Postpferde dahin. So lange man die Räder rasseln hörte, blieb die Familie auf der Treppe stehen; endlich begab man sich wieder in's Zimmer, nachdem der Wagen schon lägst über Bischoven hinaus war.

Abends waren Kerfuntun, Ermel und Alain zu Trier, am folgenden Tage kamen sie nach Lüttich. Acht Tage später schifften sie sich nach Jersey ein, wo sie in der Mitte des October ankamen. Nun müssen wir aber um zwei Jahre zurückgehen.

Ende des ersten Theils.